

*Vera Pache*

---

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in  
Französisch-Guayana

vom 22. Oktober bis zum 4. Dezember 2013

## **Ein Stück Europa am anderen Ende der Welt**

Von Vera Pache

Französisch-Guayana, vom 28. Dezember 2013 bis zum  
16. Februar 2014



# Inhalt

1. Zur Person	375
2. Prolog	375
3. Ausgangspunkt	376
4. Irritierte Augen und Stirnrunzeln	377
4.1 Zwei Flüsse, dazwischen Wald und ein schmaler Streifen Küste	378
4.2 Vom kaum besiedelten Waldgebiet zum Französischen Übersee-Departement	380
4.3 Cayenne – Wenig Leben auf den Straßen, dafür umso mehr Verkehr	381
5. Geld ausgeben	382
5.1 Der Chinese an der Ecke	383
5.2 Reizüberflutung und eine Avocado für fünf Euro	384
5.3 Selbst Gutverdienende stöhnen unter den Preisen	385
5.4 Im Supermarkt	386
5.5 Benzin, Preise und ein schwer zu bewirtschaftender Boden	386
6. Ein Dorf wie in Laos	388
6.1 Gaolugnia Li	389
7. Immigration und wachsende Bevölkerung	391
7.1 Ansichten einer eingewanderten Brasilianerin	391
7.2 Die Bevölkerung wächst	393
	371

7.3 Milano – Per Anhalter zum Französischkurs	394
7.4 Die CAF – Da, wo die Gelder verteilt werden	395
7.5 Wenig Perspektiven für viele junge Menschen	397
7.6 Der Bischof	397
7.7 Möglichkeiten für Entwicklung	398
8. Ein Vermögen, das einfach verschwindet – Illegaler Goldabbau	400
8.1 Wie ein bisschen umgegrabene Erde die Flüsse nachhaltig verändert	401
8.2 Malaria, alte Medikamente und Resistenzen, die den Kampf erschweren	403
8.3 Im Herzen des Waldes	404
8.4 Goldsucher in Säul	405
8.5 Weniger wilde Tiere	407
8.6 Eine deutsche Auswanderin im Regenwald	408
8.7 Ein ungleiches Maß Sicherheit	408
9. Fünf Präfekte in zehn Jahren	409
10. Resumée	410
11. Dank	413

## 1. Zur Person

Über einen Umweg bin ich auf Französisch-Guayana\* gestoßen. Und der führt über die Niederlande. Während eines Rotterdambesuchs hatte ich in diesem kleinen Imbisslokal, bei dem der Neonlicht-Schriftzug „Warung Mini“ im Fenster leuchtet, gegessen. „Surinamese and Javanese Food“ steht dort auf der Karte. Wo Java liegt, wusste ich sofort, um etwas über Surinam zu erfahren, musste ich es erst einmal googeln. Surinam, Guayana, Französisch-Guayana – so stieß ich auf diese drei Mini-Länder auf dem südamerikanischen Kontinent und war erstaunt über das, was ich las: über die bunt gemischte Bevölkerungsstruktur mit Menschen aus allen Kontinenten und vor allem über die Zugehörigkeit Französisch-Guayanas zu Europa.

Dort bin ich also sechs Wochen lang gewesen. Wenn ich nicht gerade unterwegs bin, arbeite ich als freie Journalistin in Köln, vor allem für Deutschlandradio Wissen. Andere Auftraggeber sind der SWR, WDR und Tageszeitungen. Nach dem Studium an der Universität Konstanz (Geschichte, Politikwissenschaften, Kunst- und Medienwissenschaften) habe ich angefangen für den SWR zu arbeiten. Für ein Volontariat an der Evangelischen Journalistenschule bin ich dann vom Bodensee nach Berlin gezogen und anschließend nach Köln gegangen, um regelmäßig für Deutschlandradio Wissen zu arbeiten.

## 2. Prolog

„Dis, neuf, huit, sept, six, cinq, quatre, trois, deux, un, top – décollage!“, während die französische Frauenstimme die Sekunden rückwärts zählt, steht die Sojus-Rakete mit Gaia an Bord auf der Startrampe, hell erleuchtet vor schwarzem Nachthimmel. Dann geht alles ganz schnell. Rauch steigt auf, ein greller Feuerball löst sich vom Boden, blaue Blitze zucken. Die Sojus mit der Flugnummer VS06 beginnt ihren Shuttle Richtung Weltall, um die Raumsonde Gaia in Position zu bringen. Gaia soll mit einem spektakulären Teleskop eine Milliarde Sterne vermessen und so eine präzise dreidimensionale Karte der Milchstraße liefern. Die Trägerrakete entfernt sich als hell flackernder Punkt mit Schweif vor einem Himmel, der mittlerweile von schwarz zu tiefblau übergeht und den baldigen Sonnenaufgang verspricht. Schnitt.

\* Im Folgenden werde ich manchmal Guayana anstelle von Französisch-Guayana schreiben, weil die Franzosen selber auch nur von „la Guyane“ reden. Sollte ich jemals das ehemals britische Guayana erwähnen, werde ich das deutlich machen.

Im Salle de Jupiter sitzen hauptsächlich Männer in weißen Hemden – manche haben den obersten Knopf geöffnet – und schauen angestrengt auf ihre Computerbildschirme. Gelegentlich sprechen sie in Telefonhörer oder in die Mikrofone an ihren Headsets. Nach 42 Minuten und 14 Sekunden ertönt wieder die Frauenstimme aus dem Lautsprecher: „Séparation du satellite Gaia.“ Der Satellit Gaia hat sich erfolgreich von der Trägerrakete getrennt und kann seine Mission im Weltraum beginnen. Die Männer in weißen Hemden nehmen die Headsets ab und klatschen erleichtert in die Hände. Diese Bilder gehen am selben Tag noch um die Welt und tauchen in vielen Nachrichtensendungen auf. Ein Moment, in dem wieder einmal alle Augen auf Französisch-Guayana gerichtet sind – auch wenn vermutlich kaum ein Zuschauer weiß, wo dieses Land eigentlich liegt.

Ich selber beobachte diese Szene per Live-Stream am Computer wenige Tage, nachdem ich meine eigene Mission in Französisch-Guayana bereits beendet habe. Leider wurden mehrere Raketenstarts in Kourou verschoben – weil es Verzögerungen mit den Satelliten gab. Das ist weniger schlimm für mich als für Französisch-Guayana, weil dort jeder einzelne Raketenstart vom Weltraumbahnhof Geld in die Kassen spült. Und zwar soviel, dass – je nach der Anzahl der Starts pro Jahr – 15 bis 20 Prozent des Bruttoinlandsproduktes durch das Centre Spatial Guyanais erwirtschaftet werden.

Ich erzähle das an dieser Stelle, weil mein ursprünglicher Plan war, zu erkunden, was in Französisch-Guayana passiert – jenseits der Raketenrampen in Kourou. Darum soll es im folgenden Bericht gehen. Dennoch hat der Weltraumbahnhof in Kourou eine dermaßen große Bedeutung für dieses französische Überseedepartement mit der Ordnungsnummer 973, dass kaum eine Geschichte über dieses Land auskommt, ohne wenigstens am Rande kurz auf den Weltraumbahnhof zu verweisen.

### **3. Ausgangspunkt**

Ich bin nach Französisch-Guayana gefahren, um zu erfahren, was das eigentlich für ein Land ist, mit der ambitionierten Fragestellung im Hinterkopf, ob es denn nun gut ist, das Guayana ein Stück Frankreich am anderen Ende der Welt ist und dass die Menschen hier auch mit dem Euro zahlen. Eigentlich stecken viel mehr Fragen in dieser einen Frage: Wem bringt es etwas, das Französisch-Guayana – als Überbleibsel aus der Kolonialzeit – immer noch zu Europa gehört? Ist es für die dort lebenden Menschen ein Vorteil oder ein Nachteil, dass sie in einem weit entfernten Land leben, das zu Frankreich und zu Europa gehört? Ich kann all diese Fragen – nach nur

sechs Wochen in diesem Land – nicht eindeutig mit Ja oder Nein beantwortet. Und ich wage sogar zu behaupten, dass eigentlich niemand sie eindeutig beantworten kann.

Wenn die Antwort so einfach wäre, dann hätte das Referendum im Jahr 2010 – ob die Bevölkerung lieber unabhängig sein will oder nicht – vermutlich ein anderes Ergebnis gebracht. Letztlich aber hatten sich die Einwohner mit 69,8 Prozent gegen die Selbstständigkeit entschieden, bei einer Wahlbeteiligung von 55 Prozent. In einer kleinen dpa-Meldung vom 11. Januar 2010 heißt es: „Präsident Nicolas Sarkozy reagierte verhalten. Die Regierung hatte auf ein positives Ergebnis gehofft, das langfristig die Verringerung von Subventionen zur Folge gehabt hätte.“

Kourou mit dem prestigeträchtigen Weltraumbahnhof, der in wirtschaftlich guten Zeiten die Kassen klingeln lässt auf der einen Seite und die Subventionen auf der anderen Seite. Das ist vermutlich die Spannweite mit der man sich aus französischer Perspektive mit dem Überseedepartement beschäftigt.

Wenn man einige Wochen in Französisch-Guayana verbringt, stellt man schnell fest, dass für die Menschen, die immer in Französisch-Guayana leben – trotz Subventionen – längst nicht alles prima läuft, dass der Unterschied zum europäischen Frankreich oft riesig ist und dass die Zugehörigkeit zu Frankreich und Europa nicht nur Vorteile mit sich bringt. An vielen Stellen zeigt sich, wie schwierig bis ungeeignet französische Gesetze und europäische Normen für Französisch-Guayana sind.

#### **4. Irritierte Augen und Stirnrunzeln**

Französisch-Guayana. Wo soll man da anfangen? Vielleicht bei den iritierten Augen einer Freundin, der ich erzähle, wo es hingehen soll: „Davon habe ich noch nie gehört.“ Oder nachdem wir schon ein paar Mal drüber gesprochen haben: „Ach, wenn Du dann bald in Papua Neuguinea bist. ...“ „Nee, nicht Papua Neuguinea, das ist ganz woanders, in Asien. Ich gehe nach Französisch-Guayana. Das liegt in Südamerika.“ „Ach Südamerika! Ich dachte, das liegt an der Westküste von Afrika.“

So viel zu der geografischen Unkenntnis einiger Freunde und ihren Reaktionen auf mein Projekt, für sechs Wochen nach Französisch-Guayana zu gehen. Kaum jemand wusste, wo Guayana liegt, erst recht nicht, dass es zu Frankreich und damit auch zur EU gehört.

Aber auch in Französisch-Guayana begegnen mir gerunzelte Stirnen und ich werde zu Erklärungen aufgefordert: Was macht eine deutsche Journalistin in Guayana? Meine Standard-Antwort beginnt damit, dass nur wenige Menschen in Deutschland von der Existenz Französisch-Guayanas wissen, geschweige denn davon, dass es sich bei diesem Flecken auf dem südamerikanischen Kontinent um Frankreich und damit auch um Europa handelt. Daraufhin ernte ich dann verständnisvolles Nicken. Die meisten sind darüber weder verwundert noch irritiert. Sie sind es gewohnt und erklären, selbst viele Franzosen wüssten es nicht genau, beziehungsweise würden immer noch denken, dass hier das Bagno\* existiere, also die Strafkolonie, die bereits nach dem Zweiten Weltkrieg geschlossen wurde.

#### 4.1 Zwei Flüsse, dazwischen Wald und ein schmaler Streifen Küste

Französisch-Guayana gehört zu den am dünnsten besiedelten Ländern der Erde. Auf einer Fläche von rund 84.000 Quadratkilometern – etwa doppelt so groß wie die Niederlande – wohnen etwa 230.000 Menschen. Das Land hat also weniger Einwohner als Gelsenkirchen. Sie leben größtenteils auf einem schmalen Streifen entlang der Küste, den Rest des Landes bedeckt Wald, Wald, Wald, soweit das Auge reicht. Besonders gut lässt sich das beim Landeanflug auf den Flughafen Felix Éboué beobachten. Nach neun Stunden Flug über den Ozean beginnt das Meer plötzlich mehr Konturen zu bekommen und wird dann irgendwann schlammig-braun. Wer einen Moment nicht aufpasst, versäumt möglicherweise den kurzen Augenblick, in dem die Straßen und Häuser von Cayenne auftauchen. Es entsteht das Gefühl, dass das Meer hier direkt in einen endlosen Wald übergeht.

Es heißt, dass etwa 80 Prozent der europäischen Flora und Fauna in Guayana zu finden sind, dass hier die größte zusammenhängende Waldfläche Frankreichs und Europas liegt. Kein Wunder, denn rund 94 Prozent Französisch-Guayanas sind von Regenwald bedeckt. Jener tropische Wald, der bis nach Brasilien ins Amazonasgebiet übergeht. Weite Teile sind Primärwald, also Wald, der noch nie von Menschen beeinflusst wurde und seit Jahrtausenden einfach so wächst, wie er wächst.

\* *Bagno ist ein altes Wort für Straflager, Strafanstalt oder Strafkolonie und wurde vor allem für Straflager in Frankreich und Italien verwendet. Das französische Wort ist „bagne“.*



Ein schmaler Streifen entlang der Küste ist der Bereich, in dem die meisten Städte liegen: Cayenne, Macouria, Kourou, Mana. Insgesamt trennt Französisch-Guayana eine 630-Kilometer lange Grenze von Brasilien, die gemeinsame Grenze mit Surinam ist etwas kürzer. Zu beiden Seiten sind es große Flüsse, die die Grenzen markieren: Im Osten, auf der brasilianischen Seite, der Oyapock, im Westen der Maroni an der Grenze zu Surinam. Und im Süden? Da verläuft die Grenze durch den tiefsten Dschungel. Die Soldaten der Fremdenlegion müssen sich hier gelegentlich durch den Wald schlagen und kontrollieren, ob die Grenzsteine noch an Ort und Stelle stehen. Keine einfache Aufgabe, wie mir ein ehemaliger Legionär erzählt hat. Heute werde diese Mission allerdings mit dem Helikopter erledigt. Das mache zumindest den Weg in diesen Teil Französisch-Guayanas einfacher.

Einerseits dichter Urwald, andererseits Flüsse, die als natürliche Grenzen dienen: Diese geografische Beschaffenheit hat Auswirkungen auf die Einreisemöglichkeiten und die Bewachung der Grenzen. An den Ufern des Flusses Oyapock sind der Ort Saint Georges auf Guayanischer Seite und die kleine Stadt Oiapoque auf der Seite Brasiliens, die zwei Grenzstädte, die durch einen ständigen Pirogenverkehr\* über den Fluss miteinander verbunden sind. Das Gleiche findet man im Norden, am Fluss Maroni. Hier sind es die Orte Saint Laurent du Maroni auf der Seite Französisch-Guayanas und Albina auf surinamischer Seite. Es sind die Orte, zwischen denen ein Austausch zwischen Europa und seinen südamerikanischen Nachbarn stattfindet.

Während sich die offiziellen Einreisemöglichkeiten aus den Nachbarstaaten also auf zwei Orte beschränken, sind die illegalen Möglichkeiten durch den Fluss und den Wald kaum zu kontrollieren. In einem Papier der französischen Regierung habe ich einmal den Ausdruck gelesen, dass die Flüsse vielmehr ein „extrem durchlässiges Kommunikationsnetz“ seien als eine Barriere.

\* Eine Piroge ist ein Einbaum, in Französisch-Guayana habe ich sie auf beiden Grenzflüssen in verschiedenen Ausführungen gesehen. Angetrieben werden sie mit einem Außenbordmotor.

## 4.2 Vom kaum besiedelten Waldgebiet zum Französischen Übersee-Departement

Beim Versuch zu verstehen, was Französisch-Guayana eigentlich für ein Land ist, kommt man nicht ganz ohne Rückblick in die Geschichte aus. Man sollte sich zuerst einmal kurz in Erinnerung rufen, dass die indigenen Ureinwohner – hier die „Amérindiens“ genannt – verschiedene Völker sind, die ursprünglich in diesem Teil Südamerikas lebten. Die Arawak, die Palikur, die Kal'ina, die Wayana. Sie leben auch heute noch in Französisch-Guayana, neben Kreolen, Noirs Marrons\*, weißen Franzosen aus der Metropole\*\* oder jüngeren Einwanderern wie die Hmong aus Laos, Brasilianer, Haitianer und Surinamer.

Französisch-Guayana ist eins von vier Überseedepartements – neben Guadeloupe, Martinique und Réunion. Alle vier Gebiete sind Relikte aus der Kolonialzeit und zählen zu den ältesten französischen Kolonien aus dem 17. Jahrhundert. Anders als die Kolonialgebiete in Afrika und Asien, die im Laufe des 20. Jahrhunderts unabhängig wurden, gehören diese Gebiete nach wie vor zu Frankreich und besitzen seit 1946 den Status eines Departements.

Die Besiedelung beginnt im Zuge der weltweiten Kolonialisierung ab 1600, allerdings sehr sparsam. Es sind vor allem Jesuiten, die sich auf den Weg machen, um die indigenen Einwohner zu missionieren und die beginnenden Kakao und Kaffee anzubauen. Feucht-heißes Tropenklima, Wald, Mangroven, Mücken – die Lebensbedingungen sind für Europäer nicht besonders angenehm.

1763 startet mit der Expedition von Kourou ein ambitionierter Versuch, das Land zu besiedeln, der jedoch kläglich scheitert. An die 17.000 Menschen erreichen mit Booten die Küste Kourous. Allerdings ist die Expedition schlecht geplant, die Ankunft liegt mitten in der Regenzeit. Das Ergebnis: Mehr als die Hälfte der potenziellen neuen Siedler verhungern oder sterben an Krankheiten wie Ruhr, Gelbfieber, Syphilis und Malaria. Einige retten sich in dieser Zeit auf die Inseln vor der Küste. Diese Inseln tragen

\* *Noirs Marrons, so heißen die Nachfahren von ehemaligen Sklaven, die sich dann aber selber befreit und zum Teil in die Wälder geflüchtet hatten.*

\*\* *La Métropole, la France métropolitaine oder l'Hexagone – so wird das Mutterland Frankreichs in Französisch-Guayana genannt. Es ist der geografisch betrachtet, europäische Teil Frankreichs, der ans Mittelmeer und an den Atlantik grenzt. Er steht dem Frankreich d'outre mer gegenüber, mit den dazugehörenden überseeischen Départements und Regionen (DOM-ROM) Französisch-Guayana, Guadeloupe, Martinique, Réunion und Mayotte sowie den überseeischen Gebieten (COM) Saint-Barthélemy, Saint-Martin, Saint-Pierre und Miquelon, Wallis und Futuna, Französisch-Polynesien, dazu mit besonderem Status Neukaledonien und die französischen Süd- und Antarktisgebiete.*

seitdem den Namen Heilsinseln – les Îles du Salut. Dort sind die Überlebenschancen größer, denn es gibt keine Mücken – und keine Malaria.

In den Jahren zwischen 1817 und 1848 erlebt Guayana so etwas wie eine wirtschaftliche Blütezeit, die auf Plantagen und Sklaven beruht. Von den rund 19.000 Einwohnern sind es etwa 13.000 Sklaven, die auf den Plantagen schuften. Kaffee, Kakao, Tropenhölzer und Gewürze sind Produkte, die in der südamerikanischen Kolonie angebaut werden und per Schiff ihren Weg über den Atlantik nach Frankreich finden. Mit der Abschaffung der Sklaverei im Jahr 1848 folgt dann allerdings auch das Ende der Plantagen.

Die mangelnden Arbeitskräfte versucht man schließlich mit der Einrichtung des Bagnos auszugleichen: Französisch-Guayana wird nach der Abschaffung der Sklaverei zur Strafkolonie mit verschiedenen Gefängnislagern. Das wohl berühmteste und damals als das besonders sicher und unmenschlich geltende Gefängnis wurde auf den drei Heilsinseln eingerichtet. Insgesamt kommen zwischen 1854 und 1946 Zehntausende Männer und Frauen nach Guayana, die hier in unterschiedlichen Lagern weggesperrt werden und nicht selten sterben. Man liest unterschiedliche Zahlen zwischen 70.000 und mehr als 90.000. Erst als Französisch-Guayana 1946 seinen Status als französisches Departement erhält, wird die Strafkolonie geschlossen.

Kurze Zeit später – im Jahr 1964 – wird das Französische Raumfahrtzentrum in Kourou eingerichtet.

### **4.3 Cayenne – Wenig Leben auf den Straßen, dafür umso mehr Verkehr**

Cayenne ist die Hauptstadt Französisch-Guayanas. Die Hafenstadt gilt als Namensgeberin für den scharfen Cayennepfeffer, der allerdings gar kein Pfeffer ist, sondern aus getrockneten, gemahlenden Chilischoten besteht. Trotzdem bringen viele Cayenne mit dem Spruch „Da, wo der Pfeffer wächst!“ in Verbindung. Ob der Spruch seinen Ursprung mit Bezug auf Cayenne hat, habe ich nicht herausgefunden.

In der Hauptstadt habe ich selten das Gefühl, in Südamerika zu sein. Das quirlige Leben, das sich auf der Straße abspielt, so wie ich es mal in ecuadorianischen Städten erlebt habe oder wie ich es während meiner Reise in der brasilianischen Grenzstadt Oiapoque mitbekomme, fehlt hier. Die vielen Asiaten, Kreolen oder Europäer, die das Stadtbild prägen, tragen ebenfalls ihren Teil dazu bei.

Die Architektur ist sehr gemischt. Neben alten, sorgfältig restaurierten Gebäuden mit typischen kreolischen Fenstern und Türen aus Holzlamellen – die für maximale Durchlüftung sorgen – stehen unansehnliche Betonklötze, durch die vielen Regengüsse halb verwitterte Fassaden, fröhlich bunt gestrichene Mauern, verfallene Häuser, in denen sich nun Kakteen und andere Pflanzen ausbreiten. Das Leben scheint sich eher hinter geschlossenen Fenstern und Türen abzuspielden. Erst gegen Abend, wenn die schwüle Hitze etwas nachlässt, treffen sich die Bewohner am Place des Palmistes – der mit hohen Palmen bepflanzte öffentliche Hauptplatz in Cayenne, essen dort Hamburger oder Crêpes oder treffen sich zum Boule-Spiel auf einem kleinen Platz direkt am Meer.

Was das Stadtbild beherrscht und was vielleicht auch sehr französisch ist, sind die vielen Autos, vor allem die vielen recht neu glänzenden Kleinwagen, die die Straßenränder zuparken, für eine relativ hohe Zahl an Unfällen und sehr viele Staus sorgen.\* Ich sehe wenig Rostlauben auf den Straßen und treffe selten Menschen, die kein Auto haben. Vielmehr werde ich eher ungläubig gefragt: „Wie, Du bist gelaufen?“ Auch wenn der Weg wirklich nicht besonders weit war. Mein Mitbewohner fährt beispielsweise mit dem Autor einmal um den Block, um sich einen Espresso zu kaufen.

## 5. Geld ausgeben

Französisch-Guayana ist Frankreich, also ist es Europa und also wird hier mit dem Euro gezahlt. Es ist seltsam, wenn man in diesem südamerikanischen Land einkaufen geht und dieselben Geldscheine und Münzen aus dem Portemonnaie zieht, die man Tausende Kilometer entfernt ebenfalls zum Bezahlen benutzt. 2001, vor der Einführung des Euro, schiffte ein Frachter aus Le Havre 90 Tonnen Cent- und Euromünzen im Wert von 60 Millionen Euro nach Französisch-Guayana. Auf jeder Euro-Banknote ist das Land auch zu sehen: Auf der Rückseite der Scheine ist die Europakarte abgebildet, daneben, in vier kleinen Kästchen sind die französischen Überseegebiete abgedruckt: drei Inseln und Französisch-Guayana.

\* Meine Beobachtungen lassen sich mit Zahlen belegen. Laut INSEE (Institut National de la Statistique et des Études Économiques – in Frankreich die Behörde für offizielle Statistiken) wurden in den Jahren 2009, 2010, 2011 jährlich mehr als 4.000 Neuzulassungen allein für Autos registriert. Die Tendenz ist steigend. Vor Fahrschulen sieht man regelmäßig Menschengängen. Und die Zahl der Verkehrsunfälle ist in Guayana fast drei Mal so hoch wie in Frankreich.

Durch die europäische Währung lassen sich nicht nur prima die Preise mit denen in Europa vergleichen, es besteht natürlich auch die gleiche Verbindung zum Weltmarkt wie im restlichen Europa. Die Preise in Französisch-Guayana sind hoch, das steht in jedem Reiseführer und das kann man sich denken, wenn man überlegt, dass viele Produkte aus dem Mutterland kommen und dementsprechend 7.000 Kilometer über den Ozean geschifft oder geflogen werden müssen.

## 5.1 Der Chinese an der Ecke

„Libre Service Lee Sui Wan“ heißt der erste Laden, in dem ich einkaufe. Die blau, gelb und weiß gestrichene Fassade, mit den rot umrandeten Fenstern leuchtet vor einem stahlblauen Himmel in der Abendsonne. Eine Gurke, zwei Tomaten, zwei super-scharfe Chilischoten, ein Kanister Wasser, ein Baguette, einen Liter Ananassaft in der Tüte und ein Päckchen Frischkäse von „La vache qui rit“. Das ist mein erster Einkauf beim Chinesen. Und dafür bezahle ich rund 15 Euro. Außer Rum und Baguette ist hier alles teuer, auch das Gemüse, das nur in sehr kleinen Mengen in einem Kühlregal liegt.

Immer wieder werde ich ähnliche Geschäfte betreten, denn der Chinese ist in Französisch-Guayana das, was in Paris die kleine Épicerie – der Lebensmittelladen – an der Ecke ist. Ein kleiner Laden, der angefangen von Ananassaft über Badelatschen, verschiedene gekühlte Biersorten, Brot, Konserven, Heftzwecken, Besenstiele und Plastiktischdecken bis hin zur Zeitung einfach alles hat.

Warum es ausgerechnet Chinesen sind, die in Französisch-Guayana alle kleinen Lebensmittelläden in den Händen halten. Das frage ich Ricard Lie, der ist Vize-Präsident der Association Fa Kiao, einer Art Club oder Verein, in dem so gut wie alle Chinesen in Cayenne Mitglied sind. Hier pflegen sie ihre Kultur. Kindern lernen am Wochenende Mandarin, Frauen treffen sich zum Tanz und in der großen Halle wird Basketball oder Tischtennis gespielt. Richard Lie hatte früher selber einen Lebensmittelladen. Er und der Sekretär der Vereinigung erzählen, dass die Chinesen bereits im 18. und 19. Jahrhundert nach Französisch-Guayana gekommen sind. Die ersten Chinesen wurden von Europäern geholt, um Tee anzubauen und Landwirtschaft zu betreiben. Dieser Versuch schlug fehl.

Später kamen einzelne Chinesen als Händler, die sich niederließen und nach und nach ihre Familien holten. Die beide Männer erklären es auch damit, dass die Chinesen eine Marktlücke fanden, mit der sich mit relativ ein-

fachen Mitteln gutes Geld verdienen ließ: „Man kauft etwas für einen Euro und verkauft es dann für zwei.“ Und nicht jeder ist bereit, diesen Job zu machen, denn die Bedingungen sind nicht unbedingt angenehm: von morgens früh bis abends spät, beinahe jeden Tag in der Woche.

## 5.2 Reizüberflutung und eine Avocado für fünf Euro

Mittwoch und Samstag sind in Cayenne die Hauptmarktstage. Das macht sich schon im Bus bemerkbar, der an jeder Haltestelle noch mehr vollbusige, kreolische Frauen in bunten Kleidern, mit leeren Einkaufstaschen aufnimmt. Es ist unerträglich heiß. Die Stangen zum Festhalten glitschen durch die vielen schwitzigen Hände.

Nicht nur in der Markthalle, sondern auch ringsherum haben Händler ihre Stände aufgebaut und Waren ausgebreitet. Der Markt ist ein zentraler Handelsplatz in Guayana. Die Verkäufer kommen auch aus den anderen Städten und bieten ihre Waren an.

Viel Obst und Gemüse gibt es im Angebot: Tomaten, Zucchini, Zwiebeln, Papayas, Ananas, Wassermelone, Zitronen. Es liegen hier auch viele Gemüse oder Früchte aus, die man vielleicht eher in Asien verorten würde. Leuchtend pinkfarbene Drachenfrüchte, grün glänzende Betelblätter, Pak Choi oder Okraschoten zum Beispiel. Und die langen, leicht gekräuselten Bohnen, die habe ich vorher sonst auch noch nirgendwo gesehen. Diese Gemüsevielfalt ist vor allem den Hmong, laotischen Einwanderern, zu verdanken, deren Geschichte im Verlauf dieses Berichts noch erzählt wird.

Die Geruchsvielfalt reicht von Koriander, Basilikum, Pfefferminze über die heißen Dünste vietnamesischer Nudelsuppen und fettiger Samosas, über verwesendes Fleisch in der Sonne, frischen Fisch bis hin zu fauligen Abfällen im stinkenden Rinnstein. Die Gerüche vermischen sich mit den Geräuschen der unterschiedlichsten Sprachen der Händler und Marktbesucher, den bunten Kleidern und der Farbenvielfalt vom Obst und Gemüse unter den bunten Planen. Für mich ist es eine einzige Reizüberflutung. Und dazu diese Hitze. Schon am Morgen versuche ich möglichst von Schatten zu Schatten zu hüpfen und mir möglichst wenig die Sonne auf den Kopf brennen zu lassen.

Im Reiseführer hatte ich gelesen, auf dem Markt könne man einigermaßen günstig einkaufen. Das trifft aber nur auf manche Produkte zu, zum Beispiel die zwei Apfelsinen für 80 Cent oder die einzelne Gurke für 50 Cent. Aber zwei Bund Kräuter – Koriander und Pfefferminze – für 2 Euro ins-

gesamt, sind schon nicht mehr günstig. Und als ich 6 Euro für eine – zwar durchaus bemerkenswert schöne und dicke – Avocado und eine Mango bezahle, muss ich tatsächlich kurz schlucken, bevor ich mein Geld aus dem Täschchen krame.

### 5.3 Selbst Gutverdienende stöhnen unter den Preisen

Ob die Menschen, die in Französisch-Guayana leben die Preise auch als so teuer empfinden oder ob es vielleicht einfach nur eine Gewöhnungssache ist? Ich frage das Sylviane Rosier und ihren Mann Michel. Michel ist in Guayana geboren. Sylviane stammt aus Martinique, lebt mittlerweile aber schon sehr lange hier. Michel arbeitet als Gefängnisaufseher. Sylviane ist Direktorin einer Grundschule. Beide sind also verbeamtet und bekommen kein schlechtes Gehalt. Sie beiden wohnen mit ihren zwei Kindern in einem großen Haus mit Garten in Matoury, etwa acht Kilometer von Cayenne entfernt. Vor dem Haus steht ein Anhänger mit einem Boot.

„Alles ist teuer – abgesehen vom Fisch“, sagt Sylviane, „alles, außer die lokalen Produkte.“ Ja die lokalen Produkte sind günstiger, sagt auch ihr Mann, aber die Preise schwanken ziemlich. Abhängig davon, was gerade Saison hat. Die Zitronen zum Beispiel. Aber es gebe auch Zitronen, die aus Frankreich importiert werden, erklären sie, weil die lokale Produktion manchmal nicht genug hergebe, um die Nachfrage zu befriedigen. Also schwanken die Preise – auch bei lokalen Produkten. Bei den Zitronen bewegt sich der Preis zwischen 2,50 Euro und fünf Euro pro Kilo.

Aber was machen die einfachen Menschen in Guayana, diejenigen, die nicht wie Sylviane und Michel ein doppeltes und dazu noch gutes Einkommen haben? „Das fragen wir uns auch“, antwortet Sylviane. Ihr Mann ergänzt: „Natürlich gibt es hier viele Menschen, die einen kleinen Garten haben, in dem sie selber Gemüse anpflanzen oder Bananen. Die Leute wissen sich schon zu helfen.“ Sylviane nickt, rührt mit dem Strohalm in ihrer Limonade und sagt: „Ich glaube, dass viele Menschen unterhalb ihrer Mittel leben, dass ihr Einkommen nicht ausreicht, um alle Ausgaben zu decken.“ In der Schule bekommt sie das beispielsweise mit, wenn den Eltern zu Schuljahresbeginn mitgeteilt wird, was die Kinder für die Schule brauchen. Bücher, Hefte, auch die Ausgaben für die Betreuung nach der Schule sind in Guayana nicht günstig.

Selbst Michel und Sylviane, die zwei Kinder haben, stöhnen manchmal unter den vielen Ausgaben. „Trotz unserer Gehälter ist das manchmal etwas schwierig. Lebensmittel, Benzin, Grundsteuer – das kostet uns Unsum-

men“, sagt Sylviane, „obwohl wir ein gutes Leben und ein gutes Einkommen haben. Ich bin überzeugt, dass die Menschen mit einem Einkommen um die 1.500 Euro im Monat es ziemlich schwer haben.“

## 5.4 Im Supermarkt

In Französisch-Guayana findet man alle großen französischen Supermarkt-Ketten: Carrefour, Super-U oder 8 à Huit. Ein besonders günstiger Supermarkt trägt den Namen Leader Price. In langen einfachen Regalen stapeln sich Konserven, Weinflaschen, Reis, Käse, Alkohol und auch Putzmittel und alles zu verhältnismäßig geringen Preisen. Heute gab es im Leader Price Avocados im Angebot. Avocados sind hier locker doppelt, wenn nicht sogar dreifach so groß wie bei uns. Die Avocados im Supermarkt kommen aus der Dominikanischen Republik. Leider steht nicht dabei, ob sie möglicherweise einmal über den Atlantik nach Frankreich in die Leader Price-Zentrale und dann wieder zurück transportiert wurden. Möglich ist das.

Das Produkt im Leader Price, das mich am meisten verwundert hat, ist eine Flasche Orangen-Saft. Mit Orangen aus Kuba und Brasilien – also sozusagen aus der Nachbarschaft. Auf dem Etikett lese ich, dass der Saft in Frankreich hergestellt wurde. Die Orangen in diesem Getränk gehören vermutlich zu den am weitesten gereisten der Welt. Sie kosten zwischen 2,99 Euro das Kilo und ich bezahle für mein Exemplar – weil es etwa 600 Gramm wiegt, 1,78 Euro. Die etwa gleichgroße Avocado auf dem Markt hatte mindestens das Doppelte gekostet. Diese Logik erklärt sich mir nicht.

Joghurt ist glücklicherweise nicht so teuer wie vorausgesagt. Im Leader Price bekommt man Viererpacks ab 1,99 Euro, beim Chinesen an der Ecke sind die etwas teurer. Total im Rahmen, finde ich bei diesem Produkt, das gekühlt einmal über den Ozean gebracht werden muss. Der Preis im Verhältnis zur Avocado ist geradezu niedrig. Die Frucht wächst schließlich hier. Das körnige Knäckebrot, das zwar Bio ist, aber nicht gekühlt werden muss und fast nichts wiegt, kostet hier dennoch 4,45 Euro – etwa so viel wie ein Sechserpack Wasser. Ohne Kohlensäure.

## 5.5 Benzin, Preise und ein schwer zu bewirtschaftender Boden

Joëlle Prévôt-Madère ist eine schlanke, sportlich-chic gekleidete Frau mit kurzen Haaren, sie sitzt in einem ziemlich stark herunter gekühlten Büro im Transportunternehmen ihrer Familie. Sie ist Präsidentin des Verbandes



für Kleine und Mittelständische Unternehmen, selber Chefin des Familienunternehmens, das sie von ihrem Vater übernommen hat. Außerdem ist sie im Rat für Wirtschaft, Soziales und Umwelt – ein Gremium auf nationaler Ebene. Gerade ist sie nach einer Woche in Paris zurückgekehrt.

Joëlle Prévôt-Madère wurde mir von einer Journalistin in Guayana als Expertin für Wirtschaftsfragen empfohlen. Ich will mit ihr über die Preise reden und bei dem Stichwort sprudelt sie los. Eines ihrer Themen ist der Benzin-Preis. Der ist überhaupt in Französisch-Guayana und auch auf den Antillen ein großes Thema, denn er wird hier vom Staat festgelegt – anders als in der Metropole. 2008 gab es deswegen einen riesigen Streik in Guayana. Alle wichtigen Straßen waren blockiert, sodass sich mehrere Tage lang nichts und niemand bewegen konnten.

Vorher hatte es anderen, günstigeren Sprit an den Zapfsäulen gegeben, aber dann wurde festgelegt, dass auch in Guayana der Treibstoff europäischen Normen entsprechen müsse und über Nacht wurde der Preis enorm angehoben. „Wir sind der Teil Frankreichs, ich würde sogar sagen der Teil Europas, wo das Benzin am teuersten ist“, sagt Joëlle Prévôt-Madère. Sie sagt der Sprit sei hier 20 bis 30 Cent teurer als in der Metropole. „Das Problem ist, unser Land ist nicht so weit entwickelt, dass wir einen solchen Unterschied problemlos wegstecken.“

Die Preise für Benzin schlagen sich teilweise auf anderen Waren nieder, wenn sie zum Beispiel weitere Strecken transportiert werden müssen. Prévôt-Madère kennt aber auch andere Gründe, warum sogar Avocados oder Gemüse auf dem Markt in Cayenne teuer sein können: die Produktionskosten. Denn ein Großteil des Obstes und Gemüses in Guayana kommt aus dem Ort Cacao, etwa anderthalb Stunden von Cayenne entfernt. Ein kleines Dorf, umgeben von Wald. Seit 1979 wohnen hier die Hmong, ein laotisches Bergvolk, das in seiner Heimat verfolgt wurde und unter anderem Zuflucht in Französisch-Guayana fand. „Man hat ihnen damals dieses Stückchen Erde gegeben, um Landwirtschaft zu betreiben“, sagt Joëlle Prévôt-Madère, aber der Laterit, der rote Boden sei schwierig zu bepflanzen. „Das Land, das sie bewirtschaften, ist nicht wirklich für die Landwirtschaft geeignet, also müssen sie sich Produkte zum Düngen und für die Schädlingsbekämpfung kaufen, um die Erde in den Griff zu bekommen. Und das schlägt sich im Preis wieder nieder.“

Zusammenfassend lässt sich über die Preise in Französisch-Guayana sagen: Es wird vieles aus Frankreich importiert, was allein durch die weite Reise den Preis in die Höhe treibt. Auch lokale Produkte, die es in Französisch-Guaya-

na gibt, weil sie entweder nicht in ausreichendem Maße vorhanden sind oder weil sie aufgrund mangelnder Industrie auch nicht weiterverarbeitet werden könnten. Dann gibt es Steuern auf die eingeführten Waren, es gibt hohe Benzinpreise, es gibt weite Strecken – auch innerhalb des Landes – und es gibt so gut wie keine Industrie und nur wenig Landwirtschaft. All das – und möglicherweise auch noch anderes – schlägt sich im Preis nieder. Ein Erklärungsversuch, warum auch eine Avocado manchmal fünf Euro kosten kann.

## 6. Ein Dorf wie in Laos

Auf der Route Richtung Brasilien führt die einzige wirkliche Abzweigung nach Cacao. Sonntags ist Markt in Cacao, einem kleinen Dorf mit rund 2.000 Einwohnern etwa anderthalb Autostunden von Cayenne entfernt. In Cacao leben die Hmong, ein Bergvolk aus Laos. Sie stammen aus den Bergen zwischen Laos, Thailand und Vietnam. Die Geschichte der Hmong in Französisch-Guayana hängt zusammen mit der ehemaligen Französischen Kolonie Indochina\*, dem Indochinakrieg und einer Reihe an militärischen Konflikten in dieser Region zwischen 1941 und 1979. Die Hmong hatten zum Teil auf der Seite Frankreichs und der USA gekämpft. Als Laos später unabhängig wurde – und kommunistisch – wurden die Hmong verfolgt und in Umerziehungslager gebracht. Viele flohen erst tief in den Wald, in die Berge und später dann ins Ausland. Viele leben heute noch in den USA, Frankreich und eben auch in Französisch-Guayana.

1977 kam die erste Gruppe mit 45 Hmong nach Französisch-Guayana. Vonseiten der Bevölkerung gab es zunächst Proteste aus Angst, die Einwanderer könnten zu Konkurrenten um die wenigen Arbeitsplätze werden. Letztlich aber begannen die Hmong sich um einen vernachlässigten Bereich zu kümmern: die Landwirtschaft. Sie bekamen ein Stückchen Land rund um eine verlassene Stadt im Regenwald. Und begannen dort, den Wald zu roden und Ackerflächen anzulegen. Heute leben circa 2.000 Hmong an verschiedenen Orten in Guayana und betreiben etwa 70 Prozent des Ackerbaus. Auf dem Markt in Cayenne finden ihr Obst und Gemüse guten Absatz.

\* Die Kolonie Indochina umfasste Gebiete der heutigen Staaten Laos, Kambodscha und Vietnam.

## 6.1 Gaolugnia Li

Gaolugnia Li ist Ende dreißig, zierlich, hat eine sehr helle Haut und schwarzes Haar. Ihre Augen schützt sie mit einer getönten Brille gegen die tropische Sonne. Sie lebt in Cacao. Geboren ist sie in Laos, mit drei Jahren aber kam sie zusammen mit der Familie nach Französisch-Guayana. Sie ist hier zur Schule gegangen, hat in Cayenne und Toulouse Biologie studiert. Nach dem Studium ist sie nach Guayana zurückgekehrt und war zuerst Lehrerin in Cayenne. Heute betreibt eine kleine Anpflanzung in Cacao. „Weil ich das Leben in der Stadt nicht wirklich mag und weil die Europäische Union diejenigen fördert, die sich für die Landwirtschaft entscheiden.“

Gaolugnia sagt auch, sie habe sich dafür entschieden, weil sie ihrem Dorf etwas zurückgeben will. Das ist nicht selbstverständlich. Gaolugnia sagt: „Meistens wollen die jungen Leute, die studiert haben, anschließend auch einen Job machen, der ihrem Diplom entspricht.“ Das bedeutet, dass sie mindestens nach Cayenne, oft aber auch in die Metropole, nach Frankreich oder in andere Länder gehen. „Sie machen Jobs, die schnell viel Geld bringen, aber das bringt Cacao nicht weiter“, sagt die zierliche Gaolugnia. Sie ist eine der wenigen, die studiert hat und sich trotzdem für Cacao entschieden hat. Sie möchte die Landwirtschaft dort gerne ein bisschen verändern. Zurzeit experimentiert sie ein bisschen mit Knollen – die in Französisch-Guayana gut wachsen – und mit Pflanzen in Reagenzgläsern, um herauszufinden, was man gegen die vielen Schädlinge und Pflanzen-Krankheiten machen könnte.

Gaolugnia läuft mit mir über den kleinen Markt, der durch ein Blechdach geschützt ist – vor Sonne und vor Regengüssen. Händlerinnen und Händler haben Waren vor sich ausgebreitet. Viel Essen, Frühlingsrollen, Nems\*, zuckrig-fettige Krapfen, Taschen und Röcke mit farbenfrohen laotischen Stickereien. In großen Töpfen dampft Nudelsuppe. Es riecht nach heißem Fett und frischem Basilikum. Hinter einer Reihe aus Holztischen sitzen ältere Damen, mit langen Röcken und bunten Kopftüchern, die Obst und Gemüse anbieten.

Das mit dem Obst und Gemüse sei so eine Sache. Zwar sind die Hmong in Guayana bekannt dafür, dass sie trotz schwieriger Bedingungen mit der Erde umgehen können, allerdings, so erzählt Gaolugnia Li, sei es auch für sie nicht einfach: „Es gibt hier viele Viren und Krankheiten. Das ist wirk-

\* Nems sind vietnamesische Frühlingsrollen. Sie sind kleiner und gefüllt mit Glasnudeln, Hackfleisch, Gemüse. Auf dem Markt, an Straßenständen in allen vietnamesischen Restaurants gibt es Nems in Französisch-Guayana.

lich teuer.“ Es ist deswegen teuer, weil man viel Dünger und Mittel gegen die Schädlinge braucht. Denn das tropische Klima ist zwar gut für die Pflanzen, gleichzeitig bietet es aber auch ideale Bedingungen für viele Insekten, Würmer und Krankheiten. Zum Beispiel sind Tomaten sehr anfällig für Viren. Tomaten zu ziehen ist hier sehr aufwendig, dadurch sind sie häufig auch sehr teuer auf dem Markt. Oder dann gibt es Würmer, die die Wurzeln der Bananenstauden angreifen – bis die Staude schließlich umfällt. Und wenn die Pflanzen am Ende sterben oder die Tomaten schwarze Flecken haben, fallen obendrein die Einnahmen auf dem Markt aus.

Gaolugnia Li hat auch eine Erklärung dafür, warum es so wenig brauchbare Mittel gibt, um die Pflanzen vor Schädlingsbefall zu schützen: „Wir sind so ein kleines Land, dass Unternehmen anderswo kein Interesse daran haben, spezielle Mittel für uns zu entwickeln.“ Außerdem gebe es keinen Winter, der den Insekten und Keimen auf natürliche Weise zwischendurch mal den Garaus mache, erklärt Gaolugnia. „Wir haben hier die Trockenzeit mit Hitze und den entsprechenden Schädlingen und dann kommt die Regenzeit und dann wird es noch schlimmer.“

Was es bräuchte, wären mehr Zeit und mehr Gelder, um die Landwirtschaft auszubauen, vor allem um Methoden zu finden, die Pflanzen zu schützen oder Pflanzen so zu züchten, dass sie resistent sind. Alles in allem sei es eher schwierig hier im Dorf neue Ideen einzubringen, erklärt Gaolugnia. Einerseits, weil die Älteren sehr skeptisch reagierten und zweitens auch, weil das so eine Sache mit den Behörden sei, erzählt sie. „Es gibt immer wieder Projekte, aber wir werden hier so oft zurückgeworfen.“ Die Europäische Union fördert gelegentlich Agrarprojekte in Französisch-Guayana, „aber diese Subventionen gibt es für fünf Jahre“, sagt Gaolugnia Li, „und danach ist es erstmal wieder vorbei.“ Pflanzen und bestimmte Dinge brauchen manchmal aber einfach länger als fünf Jahre. Hinzu komme, dass die zuständigen Beamten oft wechselten. „Zum Beispiel in der Landwirtschafts-Direktion, da wechseln die Direktoren alle drei oder vier Jahre. Dann kommt wieder ein neuer Direktor frisch aus der Metropole nach Guayana, der erst einmal von nichts eine Ahnung hat. Das ist schwierig“, erklärt die zierliche Frau mit der dunklen Brille. Das bedeute, dass man alle drei Jahre wieder von vorne anfangen müsse und das sei wirklich ermüdend.

Gaolugnia hat an diesem Sonntag nicht ewig Zeit. Sie will noch zu ihren Pflanzen. Sie muss sich noch um ihr kleines Feld kümmern, auf dem sie zum Beispiel Hibiskus anpflanzt, aus dessen Blüten sie Sirup herstellt und dann wachsen dort auch noch Zierpflanzen. Ihre Produkte verkauft sie auf dem Markt in Cayenne.

Woher es denn eigentlich komme, dass die Hmong in Französisch-Guayana für die Landwirtschaft verantwortlich seien. Gaolugnia antwortet: „Wir sind nicht die einzigen Landwirte hier in Guayana, es gibt Großproduzenten mit richtig großen Flächen mit Tausenden Hektar“, sagt sie, „wir sind eher Kleinbauern, ein bisschen überall, mit kleinen Flächen. Aber wir sind am sichtbarsten, weil wir von der Anzahl her die meisten sind.“

## **7. Immigration und wachsende Bevölkerung**

### **7.1 Ansichten einer eingewanderten Brasilianerin**

Wer sich in Französisch-Guayana von A nach B bewegen will, braucht entweder ein eigenes Auto oder er steigt in ein Sammeltaxi, Taxi Collectif, das die größeren Städte miteinander verbindet. Das Taxi Collectif, in dem ich eines Tages sitze, rast Richtung Saint Georges de l'Oyapock. Rechts und links Wald und dazwischen ein schmaler Streifen Asphalt, der mal mehr, mal weniger holprig ist. Möglichkeiten sich zu verfahren gibt es keine. Abgesehen von der Abfahrt nach Cacao führt die Straße immer weiter geradeaus, windet sich mal einen Hügel hinauf oder überquert eine schmale Holzbrücke, deren Hinweis, auf 50 Km/h runterzuschalten, von jedem Fahrer völlig ignoriert wird.

Neben mir sitzt Andrea, Brasilianerin, aufgewachsen in Belem, später dann nach Rio de Janeiro umgezogen. Seit 2007 wohnt sie in Französisch-Guayana. Sie ist eigentlich Lehrerin gewesen, arbeitet heute aber als Kinderbetreuerin. Andrea weiß, dass viele Brasilianer versuchen, Arbeit in Französisch-Guayana zu finden. Sie erklärt, dass eine Lehrerin in Brasilien ein monatliches Gehalt von umgerechnet etwa 80 Euro bekomme, im europäischen Nachbarland könne man allerdings 400 Euro als Putzkraft verdienen. Da falle vielen die Entscheidung nicht schwer.

Ich komme mit ihr ins Gespräch, nachdem ein noch ziemlich milchgesichtiger, schlaksiger Typ, mit kurzen blond gefärbten Haaren an einer Passkontrollstelle von den Beamten wegen mangelnder Ausweisdokumente aus dem Taxi gefischt wird und samt seiner großen, roten Plastik-Tragetasche im Gendarmen-Wagen verschwindet.

Andrea kennt das brasilianische Oiapoque sehr gut, sie kommt regelmäßig hier her, um Bankangelegenheiten zu regeln. Sie sagt, per Internet sei das zu unsicher. Außerdem kann sie dann nebenbei auch noch vom Einkaufs-Paradies profitieren. Andrea schaut mit ihren freundlichen Augen durch eine

eckige rahmenlose Brille mit breiten Bügeln. Sie hat längere, leicht fransige braune Haare und drückt ihre Handtasche an ihren mollen Körper.

Das brasilianische Oiapoque liegt circa 10 Minuten mit der Piroge über den Fluss von Saint-Georges de l'Oyapock entfernt. Drüben sei alles viel viel günstiger, erzählt Andrea. Der Friseur zum Beispiel oder die Maniküre oder auch das Couac. Ein Grundnahrungsmittel in Französisch-Guayana, das aus geriebener Maniokwurzel besteht und ähnlich wie Couscous zubereitet wird. Andrea erzählt, dass das Couac in Oiapoque sechs Real koste (umgerechnet circa zwei Euro) und in Französisch-Guayana mindestens das Doppelte.

Andrea spricht mit gedämpfter Stimme, immerhin sitzen noch ein Chauffeur und sechs andere Mitfahrer im Auto. Allerdings fährt der Fahrer so schnell, dass der Motor eine gewisse Grundgeräuschkulisse schafft. „Viele kommen auch über die Grenze, um sich die Zähne machen zu lassen.“ Darum gebe es in Oiapoque an die fünf Zahnärzte, wohingegen sich nur ein einziger Allgemeinarzt um die Kranken kümmert. Wer schwer krank wird, muss ins Krankenhaus nach Macapá – etwa 500 Kilometer weiter südlich.

Meine Sitznachbarin im Taxi formt mit ihrem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand einen Kreis in der Größe eines 10-Cent-Stücks. „In Oiapoque gibt es ein paar wenige sehr, sehr Reiche“, sagt sie, vergrößert den Durchmesser des Kreises auf die Größe eines Tischtennisballs, „es gibt etwas mehr Menschen, die durchschnittlich verdienen und sehr, sehr viele Arme.“ Um letztes zu unterstreichen, macht sie eine ausladende Bewegung mit beiden Händen. Wer einen Termin beim Zahnarzt in Oiapoque bekommen will, der muss sich rechtzeitig darum bemühen, denn es gebe teilweise lange Wartezeiten. Ob also die Zahnärzte zu den Super-Reichen gehören? Andrea überlegt kurz, bevor sie antwortet: „Nein, nicht direkt. Die verdienen ganz gut, aber die richtig Reichen, das sind diejenigen im Goldgeschäft oder die großen Händler und die Besitzer der Wechselstuben.“

Auf den letzten Metern vor Saint Georges übergibt sich eine andere Mitfahrerin in einen Plastiksack. Die holprige und kurvenreiche Strecke kombiniert mit dem Fahrstil des Fahrers ist nichts für empfindliche Mägen. Aber der Taxi-Chauffeur, der eben noch aufs Gaspedal getreten hat, ist vorbereitet. „Das passiert jeden Tag“, sagt er, reicht eine weitere Plastiktüte nach hinten und fährt weiter.

Bevor wir schließlich unser Ziel erreichen, spreche ich mit Andrea noch über die Brücke, die bereits vor Jahren über den Oyapock gebaut, aber immer noch nicht eröffnet wurde, weil auf brasilianischer Seite sämtliche Infrastruktur für den Zoll fehlt. Die Straße zur Brücke ist noch nicht vollständig geteert und die Häuschen, in denen einmal der ganze Grenzverkehr abgewickelt werden soll, befinden sich – sofern man etwas von ihnen sieht – noch im Rohbau. Vielleicht soll die Brücke im Jahr 2014 endlich in Betrieb genommen werden.

Andrea findet, dass die Brücke an sich eine gute Sache für Brasilien sein wird, weil es dann einfacher werde, günstige Waren nach Französisch-Guayana einzuführen. Bisher nehmen brasilianische Produkte häufig den Umweg über Europa. „Mangos zum Beispiel“, sagt Andrea, „die sind in Brasilien viel günstiger.“ Warum eigentlich, frage ich. So genau wisse sie das auch nicht, aber in Brasilien sage man: „Les Guyanais sont dans le bureau.“ Sie sagt das mit einem Augenzwinkern. Gemeint ist damit, dass es in Guayana mehr Beamte als Bauern gibt.

## 7.2 Die Bevölkerung wächst

Wenn man Französisch-Guayana beschreiben will, kommt man um zwei Punkte nicht umhin: Die Bevölkerung ist multikulturell und sie wächst. Schnell sogar. 1946 –als das Land den Status von Kolonie zu Departement wechselte – hatte Guayana nicht einmal 22.000 Einwohner. Anfang 2005 lebten hier 191.000 Menschen und 2013 spricht man von 230.000 Einwohnern. Bis zum Jahr 2030, so prognostizieren es die Statistiker, wird sich die Bevölkerung wieder verdoppeln und rund 500.000 Menschen umfassen.

Die Verwaltung arbeitet mit Zahlen, die besagen, dass heute etwa 30 Prozent illegale Einwanderer in Französisch-Guayana leben. Die Arbeitslosigkeit liegt bei rund 20 Prozent – zum Vergleich, in Frankreich sind es zwischen acht und neun Prozent. Die Wirtschaft ist in diesem Überseedepartement schwach und wird zu weiten Teilen vom Mutterland unterstützt. Es gibt eine nicht unbedeutende Schattenwirtschaft: Illegale Goldsucher und illegale Fischer spielen dabei eine große Rolle.

Egal ob man auf den Friedhof geht, sich in die endlos lange Schlange vor der Post einreicht, auf dem Markt einkauft oder ob man einen Schulhof passiert, wo die Kinder gerade schreiend und rennend eine Pause genießen. Es ist nirgendwo zu übersehen, dass die Bevölkerungsstruktur von Guayana so gemischt ist wie vermutlich nur auf wenigen anderen Flecken dieser Erde. Manchmal muss ich mich selber daran erinnern, dass ich in Französisch-Gu-



ayana bin und nicht in Afrika – denn es leben hier wirklich sehr viele Menschen mit dunkler Hautfarbe. Schaut man sich die Gesichtszüge näher an, dann lassen sich die feinen Unterschiede erkennen, seien es milchkaffeebraune Haut und asiatische Augen oder indianische Gesichtszüge. Die Vermischung gibt es, im Großen und Ganzen vermittelt das Land aber eher den Eindruck, dass die vielen verschiedenen Bevölkerungsgruppen relativ getrennt und nebeneinander leben.

Laut Statistiken des INSEE aus dem Jahr 2010 leben 229.000 Menschen in Französisch-Guayana, davon etwa 148.000 Franzosen und rund 81.000 *Étrangers*. *Étranger* heißt Fremder beziehungsweise Ausländer. Laut Definition sind das alle in Französisch-Guayana lebenden Menschen, die keine Französische Staatsbürgerschaft haben. Laut Statistik waren das im Jahr 2010 35,5 Prozent. (Zum Vergleich: 1999 waren 27 Prozent der Bevölkerung eingewandert. In der *Île de France* waren es 15 Prozent und in Korsika 10 Prozent.)

Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus den indigenen Ureinwohnern, Kreolen, Franzosen, die aus Frankreich gekommen sind, *Noir Marrons* und Asiaten. Die Chinesen leben schon seit dem 19. Jahrhundert in dieser Region. Seit 1960 sind aber auch immer mehr Menschen aus benachbarten Ländern in diesen Teil Frankreichs gekommen. Surinamer, Brasilianer, Haitianer, Einwohner aus Saint-Lucie und Guayana. Aus Surinam kommen die meisten: Rund 14 Prozent.

### 7.3 Milano – Per Anhalter zum Französischkurs

Milano steht am staubigen Straßenrand in der Sonne und streckt den Daumen raus. Rucksack und große Plastiktasche als Gepäck. Milano hat schwarze Dreadlocks, seine Zähne blitzen weiß, wenn er grinst. Er ist froh, dass ein Auto hält, weil er eh schon viel zu spät ist. Sein Ziel ist der Französischunterricht in Mana. Es ist gegen halb zehn, eigentlich beginnt der Unterricht um Acht. Milano lebt zwar seit einigen Jahren in Französisch-Guayana, aber er kommt ursprünglich aus Surinam. Seine eigentliche Sprache ist *Sranan-tongo*, eine kreolische Sprache, in die ein bisschen was von afrikanischen Sprachen, Brasilianisch und anderen Dialekten eingeflossen ist. Frau heißt zum Beispiel auch *mulher* – wie im Brasilianischen, erklärt Milano von der Rückbank. *Sranan*, *Surinams* oder *Taki Taki* – das sind Bezeichnungen für mehr oder weniger dieselbe Sprache, eventuell mit leichten regionalen Abweichungen. Sie wird in Surinam und auch im Grenzgebiet in Französisch-Guayana gesprochen.



Milano geht jetzt zum Französischkurs, damit er mitbekommt, was seine Kinder in der Schule lernen. Denn da ist der Unterricht natürlich auf Französisch. Milanos Gesicht, in dem ein breites Grinsen von einem Berg Dreadlocks umrahmt wird, sieht noch relativ jung aus, vielleicht sind das aber auch nur die Klamotten, das Bordeaux-rote Polo-Shirt und die knielangen Jeans, die er trägt. Jedenfalls hat er sechs Kinder. Zwei in Surinam von seiner ersten Frau – die älteste Tochter ist schon fünfzehn – und vier Kinder hier in Französisch-Guayana. Eigentlich fünf, aber eins ist bei einem Unfall gestorben. Dann erreichen wir Mana. Milano lacht noch einmal breit, schüttelt uns die Hand und geht in seinen Französischkurs. Es ist halb elf mittlerweile. Aber der Lehrer hat gesagt, die Schüler sollen lieber zu spät als gar nicht kommen.

Nachdem ich Milano in Mana abgesetzt habe, frage ich mich, ob er ein Paradebeispiel ist für das, wovon alle ständig reden. Von den vielen Migranten, die nach Französisch-Guayana kommen, vor allem jene, die aus Surinam nach Saint-Laurent du Maroni und Umgebung kommen, sich dort niederlassen, die dort Kinder kriegen und dann nicht mehr weggeschickt werden dürfen, weil sie ein französisches Kind haben – selbst dann, wenn sie illegal im Land sind.

Einwanderung, Bevölkerungswachstum – diese Themen sind brandaktuell in Französisch-Guayana. Egal, mit wem ich spreche – sei es der Bischof, Joëlle Prévôt-Madère, die Touristen-Guides, seien es Michel und Sylviane Rosier oder sei es, dass ich die Zeitung lese – immer wieder stolpere ich über etwas, was damit zusammenhängt.

Fakt ist: Anders als in der Metropole werden in Französisch-Guayana sehr viele Kinder geboren. (Die Geburtenrate liegt bei 27 Prozent). Und nicht nur wegen der Kinder, sondern auch aufgrund der Migration wächst die Bevölkerung.

#### **7.4 Die CAF – Da, wo die Gelder verteilt werden**

Josie Chazole lerne ich durch Zufall kennen. Im Filmclub. Jeden zweiten Mittwoch werden in einer der unzähligen Schulen von Cayenne Filme gezeigt. Eher Programmkinofilme. Das Publikum ist nicht mehr ganz jung und vor allem weiß. Vermutlich ist die Mehrzahl aus der Metropole nach Französisch-Guayana gekommen. Entweder für eine begrenzte Zeit oder doch schon seit einigen Jahrzehnten – wie Josie Chazole. Sie ist die Direktorin

der CAF, Abkürzung von Caisse d'allocations familiales. Und das bedeutet übersetzt: Kasse für Familienhilfe. Also die staatliche Institution, die in Frankreich unter anderem Kindergeld auszahlt, aber auch Kinderbeihilfe für bedürftige Familien, Ausgleichszahlungen für behinderte Kinder und sozial schwächer gestellte Familien.

Ich besuche Josie Chazoule in ihrem Büro in der CAF. Das Gebäude liegt an einer großen Straße, am Rand von Cayenne. Mit der Empfangshalle, den Plastik-Wartestühlen und den langen Bürofluren wirkt es genauso trostlos-steril wie deutsche Ämter. Ich treffe die Direktorin, weil ich wissen will, was dran ist an der Aussage, dass das Wachstum der Bevölkerung in Guayana vor allem auf die Immigranten zurückgeht. Einerseits, weil sie zahlreich nach Französisch-Guayana einwandern – legal und illegal – und weil ich immer wieder höre, dass sie es vor allem sind, die die meisten Kinder bekommen. Verschiedene Menschen erzählen mir, dass die Migranten so viele Kinder bekommen, um das Kindergeld abzuschöpfen. Man hört auch immer wieder das Vorurteil, sie würden nicht arbeiten, weil sie prima vom Kinderkriegen leben könnten.

Josie Chazoule hat einen etwas differenzierteren Blick auf die Dinge. „Es stimmt, in Saint Laurent gibt es eine demografische Explosion“, erklärt sie, „also haben wir dort jedes Jahr auch eine stark steigende Anzahl an Menschen, die Unterstützung beziehen. Das ist eng mit der Migration verbunden, das stimmt. Aber, und darauf bestehe ich: Wir zahlen nur Gelder an Familien, die hier ordnungsgemäß leben und angemeldet sind.“ Illegale Einwanderer, die nicht gemeldet sind und keine Aufenthaltsgenehmigung haben, bekommen also – anders als oft behauptet wird – keine Unterstützung. Das bedeutet: Eine Frau, die aus Surinam über die Grenze kommt, um in Frankreich zu gebären, die also ein französisches Kind haben wird, bekommt keine staatliche Unterstützung. Es sei denn, sie hat eine Aufenthaltsgenehmigung. „Aber ohne die hat sie Recht auf gar nichts“, sagt Josie Chazoule.

„Es gibt diese falsche Annahme, die in Guayana kursiert, dass die Migranten, vor allem illegale Einwanderer, Sozialhilfe bekommen“, erzählt Chazoule und natürlich sei das immer wieder ein Argument, mit dem gegen Ausländer polemisiert werde, „es reicht aber nicht aus, einfach nur hier zu sein, man muss hier schon ordnungsgemäß wohnen.“

Eine wachsende Bevölkerung bedeutet in Französisch-Guayana auch eine wachsende Anzahl an Sozialhilfeempfängern. Für die Direktorin der CAF in Guayana ist ein Punkt sehr wichtig: „Ich glaube nicht, dass das mit der Hilfe an sich verbunden ist oder mit dem Unwillen zu arbeiten, sondern viel-

mehr mit der Wirtschaft, die nicht besonders entwickelt ist.“ Alles in allem ist aus ihrer Sicht die wachsende Bevölkerung nichts Schlechtes. Im Gegenteil: „Für uns als CAF ist das gut. Es bedeutet, dass die Bevölkerung jung ist. Aus meiner Sicht gibt es keine Probleme.“

## 7.5 Wenig Perspektiven für viele junge Menschen

Eng verbunden, mit der hohen Geburtenrate, mit der Migration, also mit der wachsenden Bevölkerung ist noch ein anderer Punkt: Die wachsende Bevölkerung ist sehr jung. Ungefähr 40 Prozent der in Französisch-Guayana lebenden Menschen sind unter 20 Jahren.

Egal mit wem man über die Situation und die Probleme des Landes spricht – die vielen Kinder und Jugendlichen spielen immer eine Rolle. Es ist eins der Themen, an das große Befürchtungen für die Zukunft des Landes geknüpft sind.

Der Erste, mit dem ich darüber spreche, ist Monsignore Emanuel Lafont, der Bischof von Cayenne, der großes Ansehen in Französisch-Guayana genießt. Zumindest nickt jeder anerkennend mit dem Kopf, wenn ich später erzähle, dass ich den Bischof getroffen habe.

## 7.6 Der Bischof

Der Bischof Emmanuel Lafont macht den Eindruck ziemlich unkompliziert zu sein. Er ist der erste Bischof, dem ich gegenüber sitze. Er antwortet persönlich, sehr schnell und ohne große Umschweife auf meine Email. Selbstverständlich könne ich ihn treffen, ich solle einfach mit seinem Sekretariat einen Termin ausmachen.

Er empfängt mich nachmittags um vier in seinem Arbeitszimmer. Hinter ihm große Regale mit vielen Büchern, in der Mitte ein runder Tisch auf dem sein Laptop steht. Ringsum schwarze Ledersessel. Der Bischof rückt den Ventilator etwas näher an den Tisch, was nett gemeint ist und die schwere feuchte Hitze des Nachmittags ein bisschen aufwirbeln soll. Gleichzeitig muss ich anschließend schon sehr genau hinhören, um die leise, aber dennoch sehr bestimmte Stimme des Bischofs neben dem Surren zu verstehen.

Der Bischof ist klein, trägt Vollbart, ein blaues kurzärmeliges Hemd, graue Hosen und Sandalen. Um den Hals baumelt ein schwer-silbernes Kreuz an einer Kette. Kurze Vorstellung, er erinnert sich sofort an meine Email, stellt selber keine weiteren Fragen an mich und sagt, ich soll ihn fragen, was mich interessiere.

Ich antworte: die großen Themen, die in Guayana und auch für die Kirche von Belang sind. Und dann fängt der Bischof an zu sprudeln. Ein Thema, das ihm besonders wichtig erscheint, ist die wachsende Bevölkerung. Und vor allem die vielen jungen Menschen in Französisch-Guayana. Und dass der Staat nicht annähernd damit hinterher komme, all diese jungen Menschen angemessen auszubilden, für genügend Schulen, Universitäten, Ausbildungsplätze zu sorgen.

Die Unterschiede in der Schulausbildung und die Möglichkeiten im Vergleich zu Gleichaltrigen im restlichen Frankreich seien enorm. Außerdem gebe es einen großen Mangel an Arbeitsplätzen und vor allem werde wenig dafür getan, die Menschen darauf vorzubereiten oder dahin gehend auszubilden, dass sie das eigene Land weiterentwickeln und nach vorne bringen können. „Was es hier bräuchte? Man müsste Landwirtschaft und Fischerei weiter ausbauen,“ sagt der Bischof.

## 7.7 Möglichkeiten für Entwicklung

Von den fehlenden Möglichkeiten, Guayana zu entwickeln ist in fast jedem Gespräch die Rede, das ich führe. Die wachsende Bevölkerung, die vielen Jugendlichen und die fehlenden Jobs sind das, was vielen Angst macht und in diesem Zusammenhang heißt es: „Es muss etwas geschehen, bevor es einen großen Knall gibt“.

Ein Großteil der arbeitenden Bevölkerung in Französisch-Guayana hat Jobs in der Verwaltung. Es finden sich Zahlen, dass an die 40 Prozent der Bevölkerung in Guayana im tertiären Sektor arbeiten, also auf öffentlich finanzierten Stellen. Eine Pressesprecherin hatte mir mal erzählt, dass allein das Rathaus von Cayenne an die 1.000 Angestellte hat. Viele streben eine Arbeit im Öffentlichen Dienst an. Wenig verwunderlich, bei mangelnden Arbeitsplätzen und kaum vorhandener privater Wirtschaft bedeuten diese Jobs ein sicheres Auskommen, sind gut bezahlt und haben regelmäßige Arbeits- und Urlaubszeiten. Das einzige Problem: Bei der Verwaltung in Guayana ist eher die Rede davon, dass der Beamtenapparat ein wenig zurückgebaut werden müsste.

Der sekundäre Sektor, also die Industrie, das verarbeitende Gewerbe, existieren in Guayana nur in sehr eingeschränktem Maße, erklärt die Wirtschaftsexpertin Joëlle Prévôt-Madère. Es sei ein bisschen wie ein Teufelskreis. Solange die Bevölkerung klein sei und nicht wachse, gebe es kein Potenzial dafür Unternehmen zu entwickeln, weil der Markt zu klein sei. Um eine Bevölkerung zu entwickeln, brauche es hingegen ein gleichmäßi-

ges und ebenso stetiges Wirtschaftswachstum. Immer ein paar mehr Unternehmen, mehr Wohnungen, mehr Schulen etc. Und dafür brauche es wiederum die Gelder.

Aufgrund der schnell wachsenden Bevölkerung sieht Prévôt-Madère darin ein echtes Problem: „Wenn wir nicht die notwendigen Mittel beschaffen, kann sich das als ziemlich explosiv erweisen.“ Sie beschreibt das Wachstum folgendermaßen: „Guayana ist das einzige Gebiet Frankreichs – verglichen mit der Metropole zum Beispiel – wo man entweder jedes Jahr einen neuen Kindergarten, eine Grundschule oder ein Gymnasium bauen müsste. Oder alle drei Jahre alles gleichzeitig, weil ohne Unterlass neue Kinder hinzukommen.“

Nach dem Öffentlichen Dienst ist der zweite große Arbeitgeber in Guayana – und darum kommt vermutlich kaum eine Geschichte über dieses Land ohne Kourou aus – der Weltraumbahnhof. Dort arbeiten an die 1.600 Menschen für rund 40 verschiedene Firmen und Unterabteilungen.

Die Wirtschaftsexpertin Joëlle Prévôt-Madère gibt zu bedenken, dass die Administration nicht weiter wachsen wird. Und wenn das Centre Spatial Guyanais der einzige relevante Arbeitgeber in der Industrie bleibe, sei das hochproblematisch. Denn wegen seiner großen Bedeutung für das Bruttoinlandsprodukt folgt daraus, dass jede Krise dieses Sektors große wirtschaftliche Einbußen für Guayana verursache – so wie das eben ist, wenn man sich nur auf eine einzige Säule stützt und diese Säule schließlich einstürzt.

Eine Idee, die Joëlle Prévôt-Madère vertritt, ist der Ausbau der weiterverarbeitenden Industrie, im Bereich Lebensmittel. Ihrer Meinung nach wäre es sinnvoll – weil die Landwirtschaft in Guayana nicht wirklich ausgebaut ist und weil Agrarprodukte in den Nachbarländern wesentlich günstiger angebaut und eingekauft werden können –, in Guayana Fabriken zu bauen, um dort Obst, Gemüse oder Fisch zu Produkten oder Fertiggerichten weiter zu verarbeiten. Damit könnten nicht nur neue Arbeitsplätze entstehen, sondern Französisch-Guayana könnte die Produkte exportieren, eigenständiger und finanziell unabhängiger werden. Noch sind das Pläne, aber immerhin ist das tatsächlich der einzige, tief durchdachte Lösungsvorschlag, den ich gehört habe und der über das bloße Bangen um die Zukunft hinausgeht.

## 8. Ein Vermögen, das einfach verschwindet – Illegaler Goldabbau

„L'orpaillage illégal en hausse“ (Der illegale Goldabbau steigt an) – so die Überschrift einer Meldung in der Tageszeitung France Guyane Anfang Dezember 2013. In der Meldung geht es um eine Informationsveranstaltung über illegale Goldsucher, auf der neue Zahlen bekannt gegeben wurden. Nachdem die Zahl der illegalen Goldsucher 2008 und 2009 zurückgegangen sei, ist sie nun wieder deutlich gestiegen. Während im Jahr 2009 535 aktive Minen gezählt wurden, waren es vier Jahre später 771. Die Meldung ist einerseits erstaunlich, weil sonst wenig offizielle Zahlen bekannt gegeben werden. Gleichzeitig ist sie ein Beispiel für viele Meldungen und Artikel in der Zeitung über ein Thema, das in Französisch-Guayana seit Jahren aktuell ist und zum Alltag gehört: die illegalen Goldsucher.

Als ich zum ersten Mal diesen Begriff „illegale Goldsucher“ höre, denke ich an vergangene Zeiten, an den großen Goldrausch im Wilden Westen. In Französisch-Guayana ist das Thema nach wie vor aktuell.

Der Erste, der mir davon erzählt, ist der Bischof Lafont. Im Landesinnern wimmele es vor illegalen Goldsuchern. Und das sei nicht nur ein einziges Problem, sondern ein ganzes Bündel an Problemen, welches sich daraus ergebe: Die Gesundheit der Minenarbeiter – weil in den Minen im Wald sehr einfache bis miserable hygienische Zustände herrschten, Verbreitung der Malaria, Alkohol, Prostitution, Menschenhandel. Der Bischof spricht von an die 3.000 Frauen, die im Landesinnern an illegalen Goldgräberplätzen arbeiten, die tagsüber mithelfen beim Schuften und Schürfen und die nachts die Männer ‚unterhalten‘ würden.

Der Bischof ist ein ruhiger, sachlicher Mann, aber an dieser Stelle merkt man, dass ihn dieses Thema wirklich beschäftigt: „In Frankreich wird dieses Problem einfach totgeschwiegen. Alle wissen davon, aber keiner tut etwas.“ Der Bischof wird fast ärgerlich, als er davon spricht. Er schüttelt den Kopf. 300.000.000 Euro\*, die jährlich einfach so aus einem Land verschwinden, das Geld eigentlich so nötig habe. Geld, das man dringend viel besser dafür verwenden könnte, jungen Menschen eine Zukunft zu sichern. Was geschehen müsste? Der Bischof sagt: „Man müsste Geld, Soldaten und Polizisten schicken, um die Grenzen zu sichern, um illegale Goldgräber-Dörfer auszuheben und mit Gesetzen gegen illegale Goldminen und die damit verbundenen Übel anzukämpfen. Aber das geschieht nicht in ausreichendem Maße.“

\* Die Zahl, dass jedes Jahr Gold im Wert von 300 Millionen Euro aus dem Land verschwindet, höre ich vom Bischof. Ob das wirklich stimmt, kann ich einfach nicht nachprüfen, weil es keine offiziellen Zahlen gibt.

## 8.1 Wie ein bisschen umgegrabene Erde die Flüsse nachhaltig verändert

Das illegale Goldsucher-Thema beschäftigt alle. Nicht nur das Geld, das aus dem Land – vor allem nach Brasilien – wandert. Ich treffe Erwan Castel in der Bar des Palmistes im Zentrum von Cayenne. Erwan ist Guide, zusammen mit einem Kumpel bietet er Stadtführungen und Touren in die Natur an. Er kennt sich gut aus mit der Geschichte des Landes. Erwan runzelt ganz kurz die Stirn, als ich mein Mikrofon zücke, dann legt er los. Geschichte, Guayana, illegale Goldgräber – genau sein Thema.

Erwan lebt seit vielen Jahren in Guayana. Kennengelernt hat er das Land als Legionär. Er hat seine längeren fusselig grauen Haare zu einem Zopf nach hinten gebunden. Irgendwo dazwischen steckt noch eine Lesebrille auf seinem Kopf. Die Zähne, vor allem die Lücke, verraten, dass er schon einiges im Leben mitgemacht hat. Gelegentlich muss er ausgiebig husten. Er hält sich den Bauch und erklärt, dass die Nierensteine ihn auch an diesem Tag plagen. Dennoch hält ihn das nicht davon ab, ausgiebig über die Geschichte Französisch-Guayanas und über das Problem mit den illegalen Goldsuchern zu dozieren. Als Guide beschäftigen ihn die Umweltfolgen des illegalen Goldabbaus.

Erwan erklärt, dass 1855 – kurz nach der Abschaffung der Sklaverei – das erste Gold in Französisch-Guayana entdeckt wurde. Er beschreibt es als Besonderheit, dass damals auch viele ehemalige Sklaven ihr Glück in Freiheit als Minenbesitzer suchten. Der erste Goldrausch dauerte bis in die 1930er Jahre – bis der Goldpreis, mit der Weltwirtschaftskrise, in den Keller fiel.

Ende der siebziger Jahre, Anfang der achtziger Jahre stieg der Wert des Goldes dann wieder stark an und heute gibt es eine ähnliche Entwicklung seit 2000.

Mit dem steigenden Goldpreis wächst in Französisch-Guayana die Anzahl der illegalen Goldminen im Regenwald. Das Ganze ist hier relativ einfach, weil die Grenzen zu den Nachbarländern – die bereits beschriebenen Grenzflüsse – so gut wie unbewacht sind und sich ziemlich einfach mit einer Piroge in fünf Minuten überqueren lassen. Vor allem lassen sie sich ungesehen überqueren, abgesehen von wenigen Städten ist das Flussufer lediglich gesäumt von Wald. „Der Goldkurs hat dafür gesorgt, dass Guayana für Goldsucher interessant wurde. Vor allem für Menschen aus den Nachbarländern, die im eigenen Land keine Perspektive haben. „In den Minen sind hauptsächlich Brasilianer aktiv“, erklärt der Guide.



Erwan Castel geht davon aus, dass ungefähr 15.000 Menschen zurzeit illegal in verschiedenen Minen im Wald arbeiten. „Es ist eins der Hauptprobleme, das ungefähr seit 15 Jahren existiert“, sagt er. Und das Problem hat verschiedene Facetten, ein wichtiger Aspekt sind Umweltschäden. „Der illegale Goldabbau ist ein ziemlich schnelles und vergängliches Geschäft. Die Goldsucher wollen in kurzer Zeit ein Maximum an Profit abschöpfen und damit hängen etliche Schwierigkeiten zusammen. Sie lassen einfach ihren Müll zurück, es gibt viel Verschmutzung mit Kohlenwasserstoff, sie holzen den Wald ab – was keinen unbedeutenden Einfluss hat und dann haben wir das Problem mit dem Quecksilber.“

Bevor Erwan über die Folgen von Quecksilber spricht, erwähnt er ein Thema, bei dem er findet, dass es weniger bekannt ist und dass man nicht oft genug davon spricht: die MES (Matières en suspension). Das sind Schwebestoffe, also feine Partikel, die im Wasser schwimmen. Und das Problem beginnt bei den Goldgräbern, die die Erde umbuddeln und wieder zurück in den Fluss werfen. Dadurch wird das Wasser trübe, die Flüsse undurchsichtig, lichtundurchlässig. Pflanzen am Grund des Wassers können nicht mehr leben. Eine Folge: Sie verschwinden und Fische und andere Flussbewohner verlieren ihre Lebensgrundlage. Also geht auch die Anzahl der Fische und Lebewesen zurück, die sich von diesen Pflanzen ernähren. Kurz: Allein durch das Bewegen des Erdreichs ist die gesamte Flora und Fauna in den Flüssen betroffen, das gesamte Ökosystem wird beschädigt. „Das Ganze kann sich bis zu hundert Kilometer den Flusslauf hinunter ziehen, was bedeutet, dass dieser Umwelteinfluss das unmittelbare Gebiet einer illegalen Goldmine weit übersteigt“, erklärt Erwan Castel.

Das Problem der sogenannten MES ist ein Umweltaspekt von vielen. Es hat eine weitreichende Wirkung auf die Natur, aber ein anderer Aspekt, dessen Auswirkungen noch viel gravierender auf die im Wald lebenden Menschen sind, ist das bereits erwähnte Quecksilber. Die Verwendung von Quecksilber ist in Französisch-Guayana seit dem ersten Januar 2006 verboten. „Aber illegale Goldsucher halten sich an solche Verbote natürlich nicht“, gibt Erwan zu bedenken und fährt mit seinem Vortrag fort. Das Quecksilber wird benötigt, um Gold aus schlammigen oder sandigen Böden zu waschen. Das Gold bindet sich mit Quecksilber zu einer silbrigen, flüssigen Legierung „Amalgam“. Es setzt sich am Boden eines Eimers oder Gefäßes ab und kann dort einfach abgeschöpft werden. Erhitzt man das Amalgam anschließend, verdampft das Quecksilber und zurück bleibt reines Rohgold.



Das giftige Quecksilber gelangt über das Wasser ebenfalls in die Flüsse, zerstört Pflanzen, der Sauerstoffgehalt des Wassers sinkt, Bakterien können sich verbreiten und vor allem nehmen manche Bakterien das Quecksilber auf. „Wenn das passiert, dann wird daraus organisches Quecksilber. Und wenn es in die Lebensmittelkette gelangt, zeigt sich das vor allem an zwei charakteristischen Merkmalen: Bio-Akkumulation und Bio-Amplifikation“, so Erwan Castel. Hört sich ziemlich kompliziert an, gemeint ist damit, wenn Lebewesen – also auch Menschen – Quecksilber aufnehmen und diesen Stoff nicht von alleine abbauen können. Stattdessen lagert er sich im Körper ab. Die Amplifikation ist die Verstärkung des Problems, weil nämlich das Quecksilber in der Nahrungskette immer weitergereicht wird. Die indigenen Einwohner, die in Guayana im Wald leben, essen täglich rund 400 Gramm Fisch – mehr als die meisten anderen Menschen – und nehmen auf diese Weise schädigende Mengen an Quecksilber auf.

Das Quecksilber dringt bis ins zentrale Nervensystem vor. Besonders gefährlich ist das für schwangere Frauen und deren Föten. Die Quecksilberkette und ihre gravierenden Auswirkungen auf die Menschen, die an den Flüssen leben, wurden in Guayana immer wieder in den Medien thematisiert – groß geändert scheint sich dadurch nichts zu haben. Die Verschmutzung der Flüsse, das Quecksilber – Erwan Castel redet beim Thema illegale Goldsucher wie ein Wasserfall. Zwischendurch trinkt er einen Schluck Wasser, dann schneidet er einen weiteren Aspekt an, den ich bereits in der Zeitung gelesen hatte: Durch die Goldsucher verbreitet sich Malaria.

## **8.2 Malaria, alte Medikamente und Resistenzen, die den Kampf erschweren**

In den 1980er und 1990er Jahren war Malaria kein besonders großes Problem in Französisch-Guayana. Es gab einige Gebiete und einige Malaria-Arten, allerdings hatte man die Fieber-Krankheit einigermaßen im Griff. Kurz zum Verständnis der Krankheit: Malaria gibt es in unterschiedlichen Formen – in schlimmeren und weniger schlimmen Varianten. Grundlage dafür, dass die Krankheit übertragen werden kann, ist ein Milieu, in dem sowohl Erreger (Plasmodien), die Anopheles-Mücke als auch der Mensch vorkommt. Nur so kann der Parasit, der das Fieber auslöst, übertragen werden.

Durch die Goldgräber im Dschungel, die schlecht ausgerüstet sind, unter erbärmlichen Bedingungen leben, wenig bis keinen Zugang zu ärztlicher Versorgung haben, hat sich die Malaria in Französisch-Guayana stark ausgebreitet. Hinzu kommt, dass illegale Goldsucher aus den Nachbarländern

neue Arten der Krankheit eingeschleppt haben. Und zuletzt: Manchmal nehmen die Goldsucher veraltete Medikamente oder sie wenden die Mittel nicht richtig an, was dann zu Resistenzen\* führen kann.

Das Problem mit der Malaria ist in den vergangenen Jahren in Französisch-Guayana derartig gewachsen, dass ich eines Tages in der Zeitung lese, dass die Weltgesundheitsorganisation der Vereinten Nationen Frankreich den Vorwurf macht, nicht genug gegen Malaria zu unternehmen und große Rückschläge im Kampf gegen die Krankheit hinzunehmen. Das Nachbarland Surinam hingegen bekommt Bestnoten im Kampf gegen die Malaria. Laut eines Arztes, der in dem Zeitungsartikel zitiert wird, sind es vor allem Französische Gesetze, die die Situation verschärfen. So ist es per Gesetz verboten, illegale Einwanderer, beziehungsweise Menschen ohne Krankenversicherung zu behandeln. Die größten Malaria-Probleme gibt es in den Gebieten, in denen illegale Goldschürfer leben. Natürlich haben die keine Krankenversicherung.

In diesem Zusammenhang wird auch die Frage diskutiert, ob man den illegalen Goldabbau und die damit verbundenen Umweltzerstörungen nicht indirekt unterstützen würde, indem man anfangs, Menschen kostenlos und ohne Versicherung gegen Malaria zu behandeln. Der in dem Zeitungsartikel zitierte Arzt sagt: nein, das muss nicht unbedingt Hand in Hand gehen. Vor allem, wenn die Krankheit nicht richtig behandelt wird, die Parasiten möglicherweise Resistenzen gegen die wenigen existierenden Wirkstoffe bilden und es sich insgesamt schwieriger gestaltet, die Verbreitung der Krankheit in den Griff zu bekommen.

### 8.3 Im Herzen des Waldes

In meinem Reiseführer steht unter der Rubrik Sicherheitshinweise: „In Säul keine militärähnliche Kleidung tragen. Risiko: Angriffe mit Schusswaffen durch illegale Goldsucher.“ So einen Satz habe ich bisher noch in keinem Reiseführer gelesen und er lässt mich lange darüber nachdenken, ob ich diesem kleinen Ort mitten im Urwald einen Besuch abstatte oder nicht. Auch die unterschiedlichen Gespräche über das 100-Seelen-Dorf helfen nicht wirklich weiter: „Säul? Das ist doch gar kein Problem, das soll wunderschön sein!“ oder „Säul? Bist Du verrückt, da solltest Du lieber nicht hinreisen!“

\* *Der Malaria-Erreger ist ein Parasit, gegen den zurzeit nur wenige Mittel helfen. Wendet man ein Medikament nicht ausreichend an, ist es ein altes, mangelhaftes oder gefälschtes Präparat, kann es sein, dass nicht alle Larven des Erregers getötet werden. Auf diese Weise können Erreger heranwachsen, die resistent gegen die bisher existierenden Mittel sind.*

Schließlich sitze ich dann doch mit etwa zwanzig anderen Passagieren an Bord einer kleinen Propellermaschine. Schon der Flug in diesen kleinen Ort im Herzen von Guayana ist ein Erlebnis: unter uns nur Wald, soweit das Auge reicht. Ich wünsche mir eine starke Lupe, um in dieses unendliche grüne Dickicht zu zoomen. Nach anderthalb Stunden Flug über das camouflagemusterte Meer aus Baumkronen taucht eine rote Erdpiste unter uns auf. Der Pilot sagt während der Landung die Höhenmeter an, die wir noch vom Boden entfernt sind. Bei 200 Metern habe ich das Gefühl, dass wir beinahe die oberen Zweige der Bäume streifen.

Zwei Tage und eine Nacht habe ich hier im Wald gebucht – für den Fall, dass es vielleicht doch gefährlich ist. Ist es nicht, um das schon einmal vorauszuschicken. Stattdessen kann ich nur feststellen, dass ich ein wichtiges Stück Französisch-Guayanas verpasst hätte, wenn ich diesen Ort nicht besucht hätte. Und Saül ist mit Sicherheit der schönste Ort, den ich in Französisch-Guayana sehe, vor allem was die Natur betrifft, dieser uralte Wald mit den knorrigen hohen Bäumen, in deren überirdischen Wurzeln man sich locker ein Nachtlager einrichten könnte. Deren Ausmaße mir Ehrfurcht einjagen und deren Kronen vom Boden aus nur vage zu erahnen sind. Das Licht am Grund des Urwaldes ist teilweise so dämmerig, dass die Belichtungszeit meiner Kamera nicht mehr ausreicht um die Fotos scharf zu zeichnen. Die Geräuschkulisse setzt sich zusammen aus einem permanenten Sirren und Flirren von Zikaden und anderen Insekten, aus dem Kreischen und Rufen der Vögel und aus dem Geschrei der Affen. Es sind Brüllaffen, die irgendwo in der Ferne hinter unzählbaren Bäumen zu hören sind. Sie klingen, als pfeife kalter Wind um Hochhausecken – aber beides gibt es in Französisch-Guayana nicht. Und wenn man ganz genau horcht, erkennt man, dass es tatsächlich Tiere sind.

#### **8.4 Goldsucher in Saül**

Über Saül gibt es viel zu erzählen, zum Beispiel, dass es ein Dorf ist, das Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge des ersten Goldrauschs von Goldgräbern gegründet wurde, dass es einst viel größer war und heute vom Parc National de Guyane lebt, also vom Nationalpark und von Touristen – sofern sie denn wieder kommen. Denn Saül hatte ein echtes Problem, von dem es sich gerade so langsam erholt. Und auch dieses Problem ist mit illegalen Goldsuchern verbunden. Davon erzählt mir Justin Raymond, der hier geboren ist und dessen Familie seit Generationen in diesem kleinen Ort im Herzen von Guayana lebt.

Noch vor einigen Jahren gab es in der Umgebung von Saül viele illegale Goldminen. Weil es das einzige Dorf weit und breit ist, kamen die Garimpeiros\* in Scharen, um sich mit Vorräten einzudecken. Die kleinen Lebensmittelgeschäfte profitierten davon, das ist sicher. Der Rest der Bevölkerung eher nicht, denn die Goldsucher brachten die Malaria mit. Justin erzählt, dass es Zeiten gab, in denen 90 Prozent der Dorfbewohner mit der Fieberkrankheit im Bett lagen: „Das war katastrophal.“ Mit ruhiger Stimme, an einen Holzpfeiler in der Dorfmitte gelehnt, erzählt er davon, wie die Brasilianer im Dorf ein und ausgingen.

Schließlich hat der Staat durchgegriffen. Mit Militäraktionen namens Anaconda und Harpie\*\* wurden Legionäre und Gendarmen nach Saül geschickt, um aufzuräumen. Noch heute stehen die Baracken der Fremdenlegion, versehen mit einem Schild „Legio patria nostra“ (Die Legion ist unser Vaterland) am Ortsrand von Saül. Die Militärs hoben die Goldminen in unmittelbarer Nähe aus und vertrieben die Goldgräber. Seitdem wacht eine Präsenz der Gendarmerie im Dorf. Alle paar Wochen wechseln die jungen Gendarmen. Einer von ihnen, der auch schon in Maripasoula einem Ort am Grenzfluss zu Surinam gearbeitet hat, sagt, dass er gerne in Saül arbeite. Hier sei es ruhig und friedlich. Die Goldsucher sind tatsächlich bis heute noch nicht zurückgekommen und die Malaria ist seit einigen Jahren wieder ausgerottet. Langsam kommen die Touristen zurück, aber so ein schlechtes Image ist nicht einfach loszuwerden.

Ich frage Justin Raymond – ob man denn nicht auch um seine Sicherheit fürchten musste, mit den vielen Garimpeiros? Ich denke bei dieser Frage an meinen Reiseführer und die Warnung vor den schießenden Goldsuchern in Saül. „Nein“, antwortet Justin und betont, dass das friedliche und keine gewalttätigen Menschen gewesen seien. „Aber das Problem mit der Malaria, das war wirklich enorm.“

\* *Garimpeiro ist portugiesisch und heißt übersetzt Goldsucher. In Französisch-Guayana werden die illegalen Goldsucher Garimpeiros genannt, weil viele von ihnen aus Brasilien stammen.*

\*\* *Anaconda und Harpie sind Namen von Militäroperationen, in deren Rahmen Militärs und Gendarmen in den Dschungel geschickt wurden und werden, um illegale Goldminen auszuheben und das Material zu zerstören.*

## 8.5 Weniger wilde Tiere

Stéphane Plaine ist unser Guide. Er holt uns in Saül vom Bus ab. Der Bus ist – wie auch die Quads, Baumaterial und fast die meisten Lebensmittel – mit dem Flugzeug gekommen. Nach Saül gibt es keine Straßenverbindung. Es gibt genau drei Anreisemöglichkeiten: circa drei Wochen durch den Wald wandern, mit dem Flugzeug fliegen oder man nimmt die Piroge durch das weit verzweigte Flussnetz.

Stéphane hat sich vor etwa 13 Jahren für das Leben am und im Wald entschieden. Er arbeitet neun Monate im Jahr für den Nationalpark. Dann gehören zu seinen Aufgaben Tiere zählen, Wege in Ordnung halten oder schauen, wie und in welcher Entfernung zum Dorf sich illegale Goldminen angesiedelt haben. In den restlichen drei Monaten während der Trockenzeit – zwischen August und November – arbeitet er als Guide und führt Touristen durch den Wald. Meistens sind es Franzosen. Menschen aus anderen Ländern kommen eher selten nach Französisch-Guayana. Einmal sei ein deutsches Ehepaar da gewesen. Er erzählt, der Mann habe sich sehr für die Frösche interessiert, die in den Baumkronen im Regenwald leben. Stéphane hat noch die Visitenkarte: Ein echter Fachmann: Der Besitzer eines Zoofachgeschäfts.

Stéphane kennt den Wald und seine unendlich vielen kleinen Geheimnisse, die Bäume und ihre Geschichte, jedem Geräusch kann er einen Vogel oder ein Tier zuordnen. Wenn er mit seiner Machete am Zweig eines Strauches hobelt, krabbeln aufgeregte Riesenameisen aus einem Erdloch an die Oberfläche. Stéphane hält in der einen Hand die Machete, in der anderen eine Zigarette. Seine Beine stecken in hohen schwarzen Gummistiefeln. Wir stapfen querfeldein, vorbei an Riesebäumen, wir klettern über umgefallene Baumstämme, folgen einem Bach, hören Aras und andere exotische Vögel, Brüllaffen und sehen wie Kapuzineraffen sich durch die Baumkronen schwingen. Der tropische Regenwald ist umwerfend schön und beeindruckend. Dennoch kann ich eine leichte Enttäuschung nicht verbergen, dass ich hier, mitten im Primärwald, der seit Jahrtausenden so wächst wie er wächst, nicht mehr wilde Tiere sehe – abgesehen von den Ameisen und Affen. Stéphane erklärt: „Viele Tiere sind scheu, aber es sind auch weniger geworden. Als die Goldsucher hier waren, haben die nicht nur nach Gold gegraben, sondern auch gewildert, was das Zeug hält.“

## 8.6 Eine deutsche Auswanderin im Regenwald

Die Sache von den leer gewilderten Wäldern höre ich auch von anderen. Von Unda Trinckler zum Beispiel. Sie stammt aus Deutschland, lebt aber mittlerweile seit mehr als zwanzig Jahren in Französisch-Guayana, genauer gesagt in der Nähe von Saül. Noch genauer gesagt im Wald. Sie hat einige Jahre mit einem Einsiedler in einer Hütte im Wald gelebt. Die Hütte lag so einsam und abgelegen, dass Unda zwei Tage lang durch den Wald marschiert ist, wenn sie nach Saül wollte.

Natürlich kann Unda mit dem Gewehr umgehen. Das war eins der ersten Dinge, die ihr der Einsiedler damals geschenkt und beigebracht hatte. Mittlerweile haben sie die absolute Einsamkeit gegen eine Hütte nur wenige Kilometer vom Dorf entfernt getauscht. Etwas schneller zu erreichen. Unda hat dort einen kleinen Acker, auf dem sie Gemüse anbaut, darunter Dachine, eine Wurzel, die aussieht wie eine Mischung zwischen Steckrübe und Kokosnuss, in Guayana gut wächst und zu den Grundnahrungsmitteln gehört. „Früher kamen ein bis zwei Mal im Jahr Wildschweine vorbei, haben mir den Acker umgegraben und Wurzeln geklaut“, erzählt sie. „Natürlich war das ärgerlich, weil wir uns aus so einer dicken Wurzel zwei Mahlzeiten kochen. Aber natürlich habe ich dann auch das Gewehr genommen und ein Wildschwein zum Essen geschossen.“ In den letzten Jahren sei das allerdings kaum noch vorgekommen.

Sowohl Unda als auch Stéphane erzählen von der Zeit, in der die Malaria das Dorf im Griff hatte. Unda sagt, sie habe das Fieber vier Mal gehabt, Stéphane erzählt: zwölf Mal in vier Jahren.

## 8.7 Ein ungleiches Maß Sicherheit

Das Problem mit den illegalen Goldsuchern ist dermaßen groß, dass es immer noch einen anderen Aspekt hinzuzufügen gibt. Die Wirtschaftsexpertin Joëlle Prévôt-Madère beispielsweise spricht darüber, wie wenig der französische Staat gegen die Ausbeutung des Waldes durch illegale Goldsucher unternimmt: „Das Centre Spatial? Das ist mehr als gut bewacht!“ Aber auf der anderen Seite fehle es an Kräften, die die Grenzen bewachen und die es den Goldsuchern generell schwer machen, ihr Glück in Französisch-Guayana zu suchen.

Joëlle Prévôt-Madère kommt darauf zurück, dass eben nicht genug für die Bewachung des Waldes und der potenziellen Goldminen getan wird. Be-

gründet wird dies dann gerne mit fehlenden Mitteln. Und da hat Prévôt-Madère ein deutliches Aber entgegenzusetzen: „Frankreich schickt seine Armee auch in andere Länder. Sie gehen nach Afrika, in die ganze Welt! Aber für das eigene Land können sie keine Mittel finden“, sie hebt ihre ohnehin laute und deutliche Stimme, man merkt, dass sie sich bei diesem Thema wirklich ärgert, „wenn das, was hier passiert in der Metropole geschehen würde, da würde aber ziemlich sicher nicht das Argument fallen, dass keine Mittel zur Verfügung stehen.“

## 9. Fünf Präfekte in zehn Jahren

Goldreserven, riesige Waldgebiete, viel Platz, eine junge Bevölkerung, Nachbarländer, aus denen sich möglicherweise günstige Produkte importieren ließen – eigentlich, so scheint es mir, hätte Französisch-Guayana durchaus Potenzial, um wirtschaftlich besser dazustehen, vielleicht auch etwas eigenständiger und unabhängiger zu sein. Was aber hindert das Land daran, das eigene Schicksal mehr in die Hand zu nehmen? Eine Antwort ist mit Sicherheit in den französischen Gesetzen und europäischen Normen zu finden, die das Leben an vielen Stellen schlicht und einfach schwer machen, weil zum Beispiel in den Nachbarländern Arbeitskraft ein Bruchteil kostet von dem, was es in Guayana ausmacht, weil dort Arbeitsrecht, Sozial- oder Umweltauflagen so gut wie keine Rolle spielen.

Es gibt aber auch noch eine andere Antwort, die ich höre – von vielen verschiedenen Seiten: Und das sind die häufigen personellen Veränderungen in der Verwaltung oder auf anderen öffentlichen Stellen. Michel und Sylviane Rosier betonen, dass zum Beispiel im Schulwesen viele Menschen auf Posten sitzen, für die sie nicht wirklich geeignet sind, der Bischof erwähnt den hohen Durchlauf an Beamten, die für einige Zeit kommen und dann wieder verschwinden und auch Gaolugnia Li in Cacao weist darauf hin, dass in dem kleinen Dorf wenig voran geht und sich nur schwer etwas ändere, was unter anderem damit zusammenhänge, dass in der Landwirtschaftsdirektion oder im Rathaus ständig das Personal wechselt.

Schaut man sich zum Beispiel das Amt des Präfekten an, lässt sich ohne aufwendige Recherche feststellen, wie oft in den vergangenen 10 Jahren der Präfekt in Französisch-Guayana wechselte: insgesamt fünf Mal. Dabei hatte Ange Mancini von 2002 bis 2006 noch die längste Amtsperiode. Jean-Lafaquière war von 2006 bis 2009 an der Spitze des Departements. Anschließend folgten Daniel Ferey und Denis Labbé für jeweils zwei Jahre. Im

Juni 2013 wurde Denis Labbé dann vom französischen Innenminister nach Frankreich zurückgerufen, wo er Präfekt des Departements Haute-Loire wurde und Eric Spitz, der bis Juni Administrateur civil et secrétaire général de la préfecture de la Seine-Saint-Denis war, wurde Präfekt in Guayana. Wie das Beispiel der beiden letzten Genannten vermuten lässt, kann sich eine Zeit als hoher Verwaltungsbeamter in Französisch-Guayana fördernd auf die Karriere auswirken.

Aber nicht nur Präfekte kommen für kurze Zeit nach Guayana, sondern auch Beamte aus vielen anderen, nicht ganz so renommierten Bereichen. Womit das zusammenhängt, frage ich. Und erhalte als Antwort, dass das mit der Prime d'éloignement (Entfernungsprämie) zusammenhänge. Diese Prämie sind Sonderzahlungen, die Beamte zusätzlich zu ihrem normalen Gehalt erhalten, wenn sie für einige Zeit in eins der Überseedepartements (DOM) oder Überseegebiete (TOM) gehen. Für ein paar Monate oder Jahre in Französisch-Guayana gibt es für die Aufenthaltsdauer einen Gehaltsaufschlag von 40 Prozent plus weitere Sonderzahlungen.

Die Recherche, was es für ein Land bedeutet, wenn der Beamtenapparat ständig in Bewegung ist und zwischen Frankreich und Französisch-Guayana hin- und herwechselt, müsste das Format einer wissenschaftlichen Studie haben. Allein die Vorstellung, wie sich jemand für zwei Jahre in ein Land, in ein Sachgebiet und dessen Besonderheiten einarbeitet nur, um dann wieder zu gehen, lässt vermuten, dass diese ständigen Wechsel vieles verzögern und verwaltungstechnisch eher eine Bremsfunktion ausüben, anstatt ein Land voran zu bringen.

## 10. Résumé

Französisch-Guayana – was ist das für ein Land? Meine Antwort nach sechs Wochen in diesem Land ist: Französisch-Guayana wirkt auf mich groß, ein bisschen wild. Vielleicht auch deswegen, weil das Land außerhalb der Städte so dünn besiedelt ist, die Strecken durch das Land teilweise unendlich erscheinen. Die Natur, vor allem der Regenwald sind von unglaublicher Schönheit. Die Ruhe und Einsamkeit, die man hier finden kann, ist für viele ein entscheidender Punkt. Im Gespräch mit Sylviane Rosier hatte sie mir auf die Frage, was denn die besonders angenehmen Seiten Guayanas seien geantwortet: „Für mich ist Guayana ein Ort, an dem es sich gut leben lässt, wo die Menschen ruhig und gelassen sind. Trotz aller Schwierigkeiten haben wir hier eine gute Lebensqualität, die Menschen sind friedlich, sie



sind glücklich, dass sie hier leben. Ich persönlich stamme aus Martinique und kenne die Unterschiede. Auf Martinique sind die Leute die ganze Zeit gestresst und rennen herum. Sie haben wenig Geld, aber sie sind super-materialistisch, also kaufen sie ohne Ende. Hier leben alle viel entspannter, ruhiger und ausgeglichener. Das ist es, was ich besonders schätze.“

Ich bin jedoch nicht nach Französisch-Guayana gereist, um über die Schönheiten dieses französischen Übersee-Departements zu schreiben, sondern um herauszufinden, was dieses Land ausmacht und ob es für die Menschen von Vorteil ist, in einem Stück Frankreich am anderen Ende der Welt zu leben. Natürlich kann ich diese Frage – nach einem sechswöchigen Aufenthalt in diesem Land – nicht eindeutig mit ja oder nein beantworten. Auch wenn die Bevölkerung im Jahr 2010 bei einem Referendum mit fast 70 Prozent gegen eine Unabhängigkeit gestimmt hatte. (Die Wahlbeteiligung lag bei 55 Prozent.)

Wenn man einige Wochen in Französisch-Guayana verbringt, stellt man jedoch ziemlich schnell fest, dass die Unterschiede zum Mutterland teilweise sehr groß sind. Vor allem macht es sich immer wieder bemerkbar, wie wenig französische Gesetze, Regeln oder europäische Normen zur Lebenswirklichkeit in Französisch-Guayana passen. Oftmals sind das Kleinigkeiten, die aber eben von Belang sind. Zum Beispiel erzählte mir der Bischof Emmanuel Lafont davon, dass der Transport zum Krankenhaus von der Krankenkasse übernommen wird, allerdings – und da beginnt der Irrsinn – nur mit dem Taxi (vermutlich auch mit dem Flugzeug, wenn es sich um Orte wie Saül handelt). Aber die Kosten für einen Transport mit der Piroge, den kleinen Motorbooten, die zum Teil die einzige Möglichkeit sind, über das weitverzweigte Flussnetz in bestimmte Gegenden im Wald vorzudringen, würden nicht übernommen.

Oder ein anderes Beispiel: Natürlich besteht in Französisch-Guayana Helmpflicht für Motorrad- und Rollerfahrer. Weil aber viele Menschen dicke Dreadlock-Mähnen auf dem Haupt tragen, passen die normalen Helme nicht wirklich auf den Kopf. Ich bin des Öfteren Menschen auf der Straße begegnet, die einen Bauarbeiter-Helm oder einen Roller-Helm wie ein lustig, seitlich aufgestecktes Karnevals- oder Silvesterhütchen trugen. Damit ist die Helmpflicht vielleicht erfüllt, nicht aber der eigentliche Sinn des Helmes.

Warum ich dieses Beispiel erzähle? Was hier an einem kleinen, sehr einfachen – und wenn man es gesehen hat auch sehr amüsanten – Beispiel deutlich wird, ist, dass Französisch-Guayana anders ist als das Mutterland in Europa. Sehr anders. Das Klima, die Geografie, die Menschen, die Wirtschaft, einfach alles. Es ist zum Teil auch ein bisschen komplizierter als in

Frankreich, weil das Land nicht eingebettet in einen Schengenraum liegt, sondern zwei EU-Außengrenzen hat zu Ländern, denen es deutlich schlechter geht, in denen das Lohnniveau viel niedriger ist und in denen der Staat die Bürger viel weniger absichert – wenn überhaupt. Durch diese Lage, durch die hohen Preise, durch alle seine Besonderheiten ist Französisch-Guayana – wenn man schon von Mutterland spricht – ein eher schwieriges Kind. In der Regel brauchen solche schwierigen Kinder mehr Aufmerksamkeit und müssen stärker gefördert werden. Ich frage mich, ob das in ausreichendem Maße geschieht.

Ich habe in diesem Bericht viele verschiedene Punkte angesprochen: die Preise, die wachsende und sehr junge Bevölkerung, die multikulturelle Gesellschaft, die Probleme mit illegalen Goldsuchern. Es sind Aspekte, die immer wieder auftauchen, über die in Französisch-Guayana gesprochen und berichtet wird, von denen man in Europa wenig mitbekommt. In Guayana sind das Themen, die die Menschen zum Teil äußerst beunruhigen.

Für mich bleiben es vorerst einmal einzelne Schlaglichter. Wie nach jeder Recherche sind am Ende noch viel mehr Ideen für neue Geschichten entstanden. Zum Beispiel: „Verdoppelung der Bevölkerung innerhalb von 15 Jahren – welche Anforderungen an die Gesellschaft das mit sich bringt“ oder „Die Entfernungsprämie für französische Beamte im Vergleich zu den Subventionen, die Französisch-Guayana erhält“ oder „Der größte zusammenhängende Wald Europas und der Handel mit den Co2-Zertifikaten“ – es gäbe weitere Auswahlmöglichkeiten und jedes dieser Themen böte genügend Potenzial, um erneut sechs Wochen mit Arbeit zu füllen. Vielleicht werde ich einmal nach Französisch-Guayana zurückkehren und meine Recherche fortsetzen. Im selben Moment denke ich: Aber es gibt ja auch noch die Antillen, Réunion, Neu-Kaledonien...

Vielleicht erinnern sich diejenigen, die diesen Bericht gelesen haben, beim nächsten Mal daran, wenn sie in den Nachrichten jubelnde Wissenschaftler und Ingenieure im Salle de Jupiter in Kourou sehen, dass dieser Weltraumbahnhof in einem sehr großen Land liegt, mit tropischen Temperaturen, vielen Problemen, aber auch angenehmen Seiten, wie Wald, Palmenstränden, Ruhe und einer sehr bunt gemischten Bevölkerung, die hier recht friedlich zusammenlebt. Und auch das ist Europa.

## **11. Dank**

Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hat es mir ermöglicht, einen einzigartigen und eher weniger bekannten Teil der Welt zu bereisen und darüber zu schreiben. Vielen Dank dafür!

Ganz besonders herzlicher Dank geht an Ute Maria Kilian für die gute Betreuung und für das Beschwichtigen meiner Aufregung im Vorfeld der Reise, nachdem ich den einzigen deutschen Reiseführer gekauft, gelesen und ziemliche Angst vor Französisch-Guayana bekommen hatte.

Außerdem vielen Dank an Anna, Chris, Ruth und Ulla – ohne Euch wäre ein Text in dieser Form niemals zustande gekommen.